Zwischen Trauer und Triumph

Das Jahr 1918 und seine Folgen im östlichen Europa

Orte
Das Dreikaisereck:
Eine Region im Strudel
nationaler Interessen

Menschen
Der große Sprung:
Dobrudschadeutsche in
der Neuen Welt

Werke
Wer wollte den Krieg?
Der Prager Autor
Max Brod klärt auf

Szene
Der »slowenische Luther«:
Zum 510. Geburtstag von
Primus Truber

BLICK WECHSEL

Journal für deutsche
Kultur und Geschichte
im östlichen Europa

Ausgabe 6 | 2018 | Schutzgebühr 2,50 €

Westpreußen
Auf zur Abstimmung
am 11. Juli!
GŁOSUJ za POLSKĄ
a będziesz wolny.
STIMME für POLEN
und du wirst frei sein.

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

»Nach dem Krieg um sechs im Kelch!« – so verabredete sich Jaroslav Hašeks *Braver Soldat Schwejk* vor seinem Eingreifen in den Ersten Weltkrieg in seiner Prager Stammkneipe. Zum geflügelten Wort wurde dieser Satz nicht allein durch den Optimismus, den Hašeks stoischer Antiheld da an den Tag legte, sondern auch aufgrund der Kollision mit den historischen Fakten: Nach dem Krieg um sechs war die Welt nicht mehr dieselbe. Denn 1918 zerbrachen die drei Großreiche, die Mitteleuropa über lange Zeit geprägt hatten: das Deutsche Kaiserreich, das Kaiserreich Russland und die Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. Bis dahin teilweise unselbständige Nationen gründeten neue Staaten, doch die erhoffte »Selbstbestimmung der Völker« wurde nur bedingt umgesetzt.

Es tut sich also ein weites Feld auf, wenn wir im Gedenkjahr 2018 nach den Folgen des Ersten Weltkriegs für das östliche Europa fragen. Als wir nach einem Titel für diesen BLICKWECHSEL suchten, hat uns »Zwischen Trauer und Triumph« sofort überzeugt. So hieß eine vom Adalbert Stifter Verein und vom Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas veranstaltete Konferenz zum Jahr 1918 in der mitteleuropäischen Literatur – sehr treffend, wie wir finden, denn nach dem Ende des Ersten Weltkriegs betrauerten manche Länder, Völker und Regionen erhebliche Verluste, während andere angesichts neu errungener Eigenständigkeit triumphierten. Unsere Autorinnen und Autoren loten diese Ambivalenz aus, indem sie ihren Blick schweifen lassen: vom Baltikum über Danzig/Gdańsk und das Dreikaisereck bei Myslowitz/Mysłowice bis in den Kaukasus, nach Galizien und Ungarn. Ein rares Fundstück ist der Text des Prager deutschen Schriftstellers Max Brod aus dem Jahr 1918, der eine überraschend zeitlose These zur Ursache von Kriegen entwickelt.

Auch in diesem BLICKWECHSEL machen wir Sie natürlich wieder auf weniger im Fokus stehende Gedenkanlässe aufmerksam, etwa auf den 510. Geburtstag des slowenischen Reformators Primus Truber oder den 400. Jahrestag des zweiten Prager Fenstersturzes von 1618. Von dort aus spannen wir den Bogen bis in die Gegenwart: Unsere Georg Dehio-Preisträger Paul Philippi und Jaroslav Ostrčilík finden klare Worte zum derzeit wieder neu erstarkenden Nationalismus. Außerdem halten wir Sie wie stets über Publikationen und Projekte unserer nach § 96 BVFG von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien geförderten Partnerinstitutionen auf dem Laufenden. Dass unsere Autorenschaft nicht nur international ist, sondern auch mehrere Generationen umfasst, macht uns stolz: Die jüngsten Beiträger besuchen inzwischen die 6. Klasse einer Schule im siebenbürgischen Hermannstadt/Sibiu. Und weil Heimatliebe auch durch den Magen geht, laden wir Sie in unserer Mitmach-Rubrik *Ein Mensch und sein Rezept* ins brandenburgische Stechow auf einen bessarabischen »Strudla« ein. Apropos mitmachen: Wenn Sie regionale Kochtraditionen pflegen, Fragen und Anregungen haben oder uns einfach nur Ihre Meinung sagen möchten, freuen wir uns über Ihre Zuschriften. Die Kontaktdaten finden Sie im Impressum. Wir wünschen Ihnen einen inspirierenden BLICKWECHSEL!

Mit herzlichen Grüßen aus Potsdam
Ihr Team des Deutschen Kulturforums östliches Europa

Das Titelbild zeigt das um 1918 entstandene Gemälde *Vítěz* (deutsch: »Der Sieger«) des tschechischen Malers Bohumil Kozina (1881–1949?). Der böhmische Löwe, der eine zerfetzte Fahne mit Doppeladler im Maul trägt, symbolisiert den Sieg des tschechischen Volkes über die Habsburgermonarchie. Der verdunkelte Himmel im linken Bildteil mit dem »Jagdschloss Stern« verweist auf die Schlacht am Weißen Berg 1620 und damit auf den Beginn der Unterdrückung; der rechte Bildteil mit dem Prager Burgberg steht für Befreiung und Neuanfang. Das Bild wurde für eine Postkarte verwendet, die auch zur Sammlung Jaworski des Herder-Instituts Marburg gehört. Lesen Sie mehr dazu ab Seite 30. © Schloß Schönbrunn Kultur- und Betriebsges. m. b. H./ Objekt aus der Sammlung Dr. Lukan

◀ Deutsches Plakat für das Abstimmungsgebiet Marienwerder/ Kwidzyn, 1920, © Westpreußisches Landesmuseum

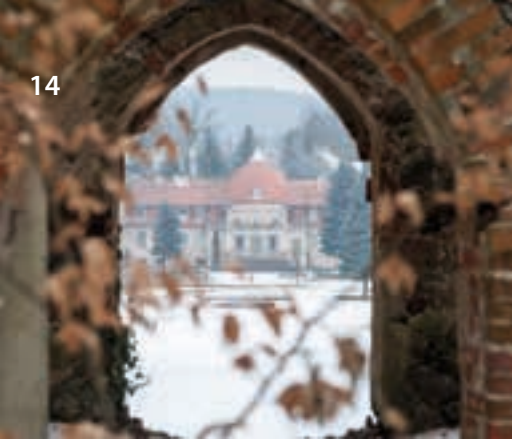
Polnisches Plakat, gerichtet an die Bewohner Oberschlesiens, um 1921, © Wikimedia Commons

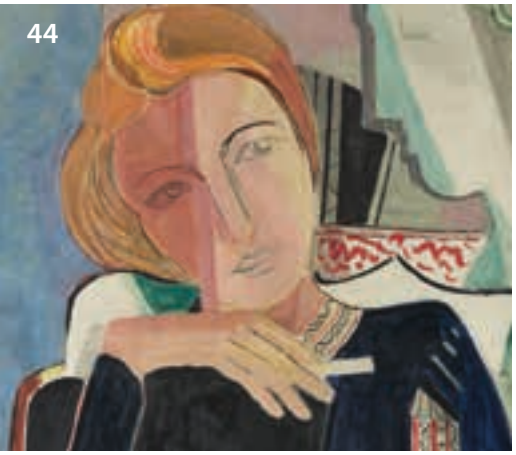
Im Hintergrund: Massendemonstration am Deutschen Tag in Osterode/Ostróda (Ostpreußen), 1920, © Wikimedia Commons

📖 Die Publikation *Die Volksabstimmung in Ost- und Westpreußen am 11. Juli 1920,* (Ellingen 2010, 96 Seiten) kann zum Preis von 8,50 € zuzüglich Versandkosten beim Kulturzentrum Ostpreußen in Ellingen/Bayern (→ S. 56/57) bestellt werden.

Infolge der Pariser Vorortverträge (1919/20) wurden für einige Regionen Volksabstimmungen über die staatliche Zugehörigkeit vorgesehen, während andere Regionen und Städte ohne Abstimmung und trotz anderssprachiger Mehrheiten abgetrennt wurden.

Der deutsch-polnische Grenzverlauf war besonders umstritten. In den ost- und westpreußischen Abstimmungsgebieten gab es eine überwältigende Mehrheit fur einen Verbleib beim Deutschen Reich. In Oberschlesien führten beide Seiten den Abstimmungskampf sehr intensiv. Aufgrund des knappen Ergebnisses wurde es schließlich zwischen dem Deutschen Reich und Polen aufgeteilt.





Orte

6 **Danzig 1918: Ein Weg ins Ungewisse**
Wie eine preußische Provinzstadt zum Spielball der Politik wurde
Von Peter Oliver Loew

8 **Die Waisen von Versailles** TITEL
Nach 1918 geriet das ehemalige Dreikaisereck bei Myslowitz in den Strudel nationaler Interessen
Von Marcin Wiatr

10 **Erz, Öl und Eisenbahnen**
Deutsche Interessen im Kaukasus bis 1918
Von Manfred Nawroth

12 **Klangwechsel**
Die Musiken in der Friedenskirche zu Schweidnitz/Świdnica
Von Stephan Aderhold

14 **Sanssouci in der Neumark**
Der Berliner Unternehmer Israel Moses Henoch und das Gut Gleißen
Von Magdalena Gebala und Magdalena Abraham-Diefenbach

16 **»Träger der ältesten Kultur im Lande«**
Die monarchisch-konservative deutsche Okkupationspolitik im Baltikum während des Ersten Weltkriegs
Von Michael Garleff

17 **Stadt im Strudel • Pionierleistung in Westpreußen**
Lutz C. Klevemans Lemberg-Buch • Die Weichselbrücke bei Dirschau/Tczew
Von Christian Weise und Lothar Hyss

Menschen

18 **Ein Arzt und seine Militärkiste**
Was ein Exponat des Siebenbürgischen Museums über einen außergewöhnlichen Mediziner erzählt
Von Irmgard Sedler

20 **»Wir sind ganz gleichgültig geworden«**
Ein ungarndeutscher Soldat erinnert sich an den Ersten Weltkrieg
Von Henrike Hampe

21 **Prägend für ihr Land**
Die Ausstellung »Bedeutende Tschechen. Zwischen Sprache, Nation und Staat 1800–1945«
Von Wolfgang Schwarz

22 **Kanzler ohne Konzept**
Die »Kaiservase« im Pommerschen Landesmuseum erinnert an die kurze Karriere des Georg Michaelis
Von Heiko Wartenberg

23 **Deutsche gegen Deutsche**
Zeitzeugenberichte aus Galizien über den Ersten Weltkrieg
Von Florian Paprotny

24 **»Ich denke in beiden Sprachen«**
Erinnerungen an den Denkmalpfleger, Gelehrten und Humanisten Hugo Rokyta
Von Erhard Koppensteiner

26 **Der große Sprung** TITEL
Dobrudschadeutsche in der Neuen Welt: Migration als Schicksal und Lebensentwurf
Von Thomas Schares

28 **Ein unbequemer Staatsdiener**
Der in Schlesien geborene Hans von Held war berüchtigt für seine radikale Publizistik
Von Anna Joisten

29 **Zwischen allen Stühlen**
Fritz Schalek aus Leitmeritz/Litoměřice und die Verwerfungen des 20. Jahrhunderts
Von Ralf Pasch

30 **Strudla in Stechow**
Bessarabische Kochkunst in Brandenburg
Angelika Trömmner im Gespräch mit Vera Schneider

31 **Leben in zwei Welten • Langhans in Berlin**
Ausstellung über deutsche Minderheiten im Ausland • Gedenkstätte für den schlesisch-preußischen Achitekten
Von Linn Löffler und Nicola Remig

Werke

32 **»A schöne Leich«**
Das Ende der Habsburgermonarchie im Spiegel altösterreichischer Literatur
Von Roswitha Schieb

35 **Ungarland ohne Ungarn**
Wie der slowakische Realist S. H. Vajanský mit Nationalitäten und Sprachen umgeht
Von Renata SakoHoess

36 **Propaganda im Briefkasten**
Das Jahr 1918 und seine Folgen für das östliche Europa im Spiegel zeitgenössischer politischer Postkarten
Von Sebastian Weiß

38 **Charles Müller. Eine Legende von heute** TITEL
Von Max Brod

40 **Erneuerung der Menschheit**
Religiöse und kosmologische Aspekte in der Nachkriegskunst von Willy Jaeckel und Johannes Molzahn
Von Gerhard Leistner

42 **Sagen und Märchen aus meiner Region • Der kosmische Körper von Hermannstadt**
Von Ingeborg Szöllösi und Schüler(inne)n der Brukenthalschule Hermannstadt/Sibiu

44 **Maler. Mentor. Magier.**
Otto Mueller und sein Netzwerk in Breslau
Von Dagmar Schmengler

46 **Alexander Camaro und Breslau – eine Hommage**
Eine Ausstellung widmet sich den nostalgischen Erinnerungen des Künstlers an seine Heimatstadt
Von Johanna Brade

47 **Ein Prosit auf Ostpreußen • Ein weitgereistes Meisterwerk**
Bier und Brauereien in Ostpreußen • Die Clanwilliam-Kommode von Johann Gottlob Fiedler
Von Wolfgang Freyberg und Vera Schneider

Szene

48 **Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg**
Nach 1918 waren im östlichen Europa neue Konflikte vorprogrammiert
Von Agnieszka Pufelska, David Feest, Dmytro Myeshkov und Joachim Tauber

50 **Defenestration, Rebellion, Konföderation**
Wie in Böhmen vor 400 Jahren der Dreißigjährige Krieg entzündet wurde
Von Harald Roth

51 **Ein Land im Wind**
Auch in Tschechien ist der Nationalismus auf dem Vormarsch
Von Jaroslav Ostrčilík

52 **Primus Trubers Erbe** TITEL
Ein Rückblick auf das Reformationsjubiläum in Slowenien
Von Angela Ilić

53 **Von der Piccoloflöte**
Wie die Deutschen Rumäniens den Nationalisten entgegentreten sollten
Von Paul Philippi

54 **»Ein Licht so weit, ein Klang so klar«**
Musikseminare und Schauspielworkshops führen Jugendliche aus dem Donauraum zusammen
Von Swantje Volkmann

55 **Vielfalt erforschen • Für die Kinder Schlesiens**
Akademische Förderprogramme des Bundes • Die bilingualen Schulen des Vereins *Pro Liberis Silesiae*
Von Nicole Zeddies und Winfried Smaczny

56 **Ein Thema mit vielen Facetten**
Bund und Länder fördern Institutionen, die sich der deutschen Kultur und Geschichte im östlichen Europa widmen

DANZIG 1918: EIN WEG INS UNGEWISSE

Wie eine preußische Provinzstadt zum Spielball der internationalen Politik wurde

Anfang 1918 schien die Welt in Danzig noch in Ordnung zu sein. Zwar hatte sich die Versorgungslage sehr verschlechtert, viele Männer waren an der Front, zahlreiche Familien beklagten Gefallene und die Zeitungen erschienen in dünnen Kriegsausgaben, doch die russische Revolution machte den Menschen, der Politik und der Wirtschaft Mut. Nicht, weil es in Danzig besonders viele Kommunisten gegeben hätte, sondern weil Handel und Industrie sich durch die Ausdehnung des deutschen Machtbereichs bis weit nach Ostmittel- und Südosteuropa glänzende Aussichten für die Nachkriegszeit erhofften. Die Gefahr, die von einem möglichen Wiederentstehen Polens ausgehen könnte, wurde belächelt, denn wie sollte ein solcher Staat unter deutsch-österreichischer Kuratel einen – wie von US-Präsident Wilson geforderten – »freien und sicheren Zugang zum Meer« erhalten?

Deshalb waren der Zusammenbruch der Westfront, die Kapitulation und die Abdankung des preußischen Königs und deutschen Kaisers ein Schock für die Stadt: Wo, wenn nicht in Danzig, sollte der »Zugang zum Meer« des nun unweigerlich ohne deutsches Zutun entstehenden polnischen Staates liegen? In einer Stadt, deren Bürgertum sich nach mehr als 120 Jahren Zugehörigkeit zu Preußen und knapp fünfzig Jahren im Deutschen Reich größtenteils als »treudeutsch« empfand? In einer Stadt, die von den preußischen Garnisonen, von der preußischen Verwaltung, von Staatsaufträgen und Transferleistungen lebte? In einer Stadt, deren Bevölkerung mehrheitlich so dachte wie der Dichter Bruno Pompecki? Er hatte 1917 in seinem Werft-Gedicht *Schichau* geschrieben:

Essenumglüht durch den Stahldonner saust
Die hammerschwingende, deutsche Faust – –!
Durch den Maschinensaal, purpurumloht,
Schreitet gepanzert der König Tod
Hinaus in die Brandung, in Gischt und Graus:

»Volldampf voraus!«

Jedenfalls schlug die Presse Alarm, als sich der Kriegsausgang abzeichnete. »Polnische Anschläge auf Danzig« betitelte die führende Zeitung der Stadt, die *Danziger Neuesten Nachrichten,* Ende September 1918 einen Artikel und ergänzte: »Hände weg von Danzig!«

Protestversammlung am 23. März 1919 auf dem Heumarkt *(Targ Sienny)* in Danzig/Gdańsk, © Scherl/Süddeutsche Zeitung Photo

▶ Danziger Kriegsgeld aus dem Jahr 1918, © Stadtmuseum Saalfeld im Franziskanerkloster, Inv.-Nr. V 4569 G1

◢ Mangelware: Seife war im Sommer 1918 knapp und wurde rationiert.

Kaum hatte der Kaiser abgedankt, brach die Revolution auch in Danzig aus, Sozialdemokraten verkündeten auf dem Heumarkt die Republik. Ein deutscher Arbeiter- und Soldatenrat übernahm einstweilen die Macht und ein Generalstreik lähmte kurzzeitig die Stadt, doch bald gewann das nationale Bürgertum die Deutungshoheit zurück. Zahlreiche Massenkundgebungen forderten einen Verbleib Danzigs beim Reich, etwa – schon Ende Oktober – an der Technischen Hochschule: »Niemals darf auch nur ein Fußbreit von unserem teueren Westpreußen […] dem polnischen Übermut zum Opfer fallen. Unser Danzig ist kerndeutsch und soll es ewig bleiben.« Besonders die aus Danzig stammende Frauenrechtlerin Käthe Schirmacher ereiferte sich. Bei einer Kundgebung kurz vor Weihnachten malte sie Danzig unter polnischer Herrschaft aus: »Der Deutsche müsse verpolen oder werde zur Auswanderung gezwungen.«
Wenige Tage später, am 25. Dezember, traf Ignacy Paderewski, der polnische Pianist und Politiker, auf einem Schiff von England aus kommend in Danzig ein, ließ vor Vertretern der kleinen polnischen Minderheit eine Zukunft der Stadt im neuen polnischen Staat entstehen und reiste nach Posen weiter, wo sein Aufenthalt den Großpolnischen Aufstand auslöste.

Das Jahr 1919 sollte zeigen, dass die Proteste nicht den erhofften Erfolg hatten: Im Versailler Friedensvertrag wurde Danzig – auf britischen Druck hin – mit einem großen umgebenden Landgebiet zur »Freien Stadt« erklärt. Dieses Staatswesen war der Versuch, einen Kompromiss zu finden zwischen den – historisch begründeten – Forderungen Polens nach einem Zugang zum Meer, dem Begehren Deutschlands, Danzig zu behalten, und dem Wunsch eines Großteils der lokalen Bevölkerung, nicht unter polnische Herrschaft zu kommen. Aber mit diesem Kompromiss war letztlich weder Polen noch Danzig zufrieden. Zwar erkannten Vertreter von Handel und Wirtschaft durchaus auch positive Aspekte an der geplanten Zollunion mit Warschau, doch das tonangebende, etatistisch denkende und national eingestellte Bürgertum erging sich in Weltuntergangsgedanken. Bruno Pompecki nahm im Herbst 1919 die gewaltige Marienkirche, die schon viele Dichter inspiriert hatte, zum Anlass für das unheilschwanger-deprimierte Gedicht *St. Marien*:

Wie eine mahnende Gotteshand
Flammst du hinein in das leidende Land!
Der Gassen verwirrtes Menschengewühl
Verklärt sich in deinem Glockenspiel.

Schwer in der Tage blutige Qual
Wuchtest du wie ein ew'ger Choral!
Dunkelheit zerreißt zu Licht:
Du Steingedicht! […]

Bald darauf, am 10. Januar 1920, wurde das Gebiet der künftigen Freien Stadt offiziell vom Reich abgetrennt. Es war ein einschneidendes Erlebnis für eine Bevölkerung, die den Volkszählungen zufolge zu weit mehr als 90 Prozent deutscher Zunge war, während die wenigen tausend Danziger, die nicht nur Polnisch sprachen, sondern sich auch als Teil der polnischen Nation verstanden, etwas optimistischer in die Zukunft blicken konnten. Doch auch ihre Hoffnungen sollten nur teilweise erfüllt werden, denn sie blieben in der gesamten Zwischenkriegszeit weiterhin eine kleine Minderheit, die – von Warschau alimentiert – oft unter der Diskriminierung durch deutsche Behörden und Nachbarn zu leiden hatte. Die – von Deutschland alimentierte – deutschnationale Führung der Freien Stadt ließ letztlich kein gedeihliches Miteinander zwischen Danzig und Polen aufkommen: Angesichts der vielen Antagonismen sowie der politischen Großwetterlage hatte das nach 1918 entstehende Staatswesen, die Freie Stadt, keine guten Aussichten auf eine langfristig gesicherte Existenz. Insofern bedeutete das Jahr 1918 für Danzig den Beginn eines Wegs in eine ungewisse Zukunft.

Peter Oliver Loew

PD Dr. Peter Oliver Loew ist am Deutschen Polen-Institut Darmstadt als wissenschaftlicher Mitarbeiter und stellvertretender Direktor in wissenschaftlichen Fragen tätig. Der Autor zahlreicher Bücher und Aufsätze über Danzig/Gdańsk sowie über Polen und die deutsch-polnischen Beziehungen erhielt bereits mehrere Auszeichnungen. Im Verlag des Deutschen Kulturforums östliches Europa erschien sein Literarischer Reiseführer Danzig.

Die Postkarte von 1902 zeigt die Dreikaiserreichsecke am Zusammenfluss von Weißer und Schwarzer Przemsa *(Biała, Czarna Przemsza)*. Das so gebildete Gewässer fließt weiter in südliche Richtung und mündet in die Weichsel/Wisła.

DIE WAISEN VON VERSAILLES

Nach 1918 geriet das ehemalige Dreikaisereck bei Myslowitz in den Strudel nationaler Interessen

Die »Dreikaiserreichsecke« war eine Kuriosität, die in ganz Europa ihresgleichen suchte. Von 1846 bis 1915 trafen bei Myslowitz/Mysłowice, einer preußischen Grenzstadt, drei Kaiserreiche aufeinander: Preußen, Russland und Österreich. Der 1886 in Beuthen (heute *Bytom*) geborene Schriftsteller Willibald Köhler macht in seinem Buch *Eine Jugend in Oberschlesien* deutlich, wie stark sich diese kaiserlichen Welten unterschieden: »Jenseits lag eine andere, fremde Welt. Dieses war die älteste Grenze in Europa […]. Furchtlos staunten wir […] aus der warmen Geborgenheit unseres Bismarckschen Reiches in das Wunderreich Iwans des Schrecklichen hinüber.«

Aber es gedieh eben auch Verbindendes. Der in der Gegend aufgewachsene Schriftsteller und Journalist Anton Oskar Klaußmann schrieb in seiner um 1910 erschienenen Reportage *Das Gefecht bei Oswiecim:* »Über die preußisch-österreichische Grenze herüber waren hunderte von Familien verschwistert, verschwägert, vervettert […] – und nun sollte es auf einmal Krieg geben! Das schien so ungeheuerlich, als wenn friedlich in einem Hause zusammenwohnende Nachbarn plötzlich auf Tod und Leben einander gegenüberstehen sollten.«

Der Ort, an dem die Reichsgrenzen der drei europäischen Dynastien – nicht weniger stark verschwistert, verschwägert oder vervettert – aufeinandertrafen, war eine sensible Nahtstelle. Über Myslowitz kamen polnische und ukrainische Arbeitskräfte nach Preußen, aber auch jüdische Auswanderer aus Galizien, dem wirtschaftlich ärmsten und stark überbevölkerten Kronland der Habsburgermonarchie, sowie aus Russland, wo es nach der Ermordung des russischen Zaren Alexander II. am 1. März 1881 zu Judenpogromen gekommen war. Ganze Familien machten sich davon, von einem Tag auf den anderen, getrieben von der Angst vor neuen Massakern. Die Auswanderer versuchten zunächst, den zwanzig Kilometer von Myslowitz entfernten galizischen Grenzort Auschwitz/Oświęcim zu erreichen, um von dort aus mit der Eisenbahn über Myslowitz bis nach Hamburg zu fahren und dann nach Amerika zu gelangen. Auschwitz stand bis 1914 für die meisten jüdischen Auswanderer für die Hoffnung, in Übersee ein neues Leben zu beginnen.

Myslowitz und das kaiserliche Dreiländereck waren nicht nur belebt, sondern

▼ Hintergrund und Ausschnitt unten: Deutsches Reich und »Dreikaisereck« auf einer Karte von 1892, Quelle: Wikimedia Commons

auch beliebt. Nach der deutschen Reichsgründung 1871 entwickelten sie sich zu einem touristischen Anziehungspunkt für ganz Europa und damit zu einem vielfach bemühten Ansichtskartenmotiv. Zivilisatorische Gegensätze und das bunte Durcheinander wirkten für viele Reisende anziehend. Wöchentlich besuchten bis zu 8 000 Touristen Myslowitz. Auf preußischer Seite entstanden in den 1880er Jahren in einem parkartig gestalteten Gelände mehrere Ausflugsgaststätten an Wanderwegen. Es gab auch einen kleinen Hafen für Besucher, die eine Schiffsrundfahrt unternehmen wollten.

Mit Beginn des Ersten Weltkriegs war das Dreiländereck dem Untergang geweiht. Nach dem europäischen Gemetzel geriet das wirtschaftsstarke Oberschlesien in den Sog nationaler Ansprüche seitens des neu gegründeten Polen und der Tschechoslowakei. Das Ringen um die Industrieregion gipfelte in scharfen, auch gewaltsam ausgetragenen Konflikten: drei bürgerkriegsähnliche Aufstände, 1921 eine Volksabstimmung über die Zugehörigkeit der Region sowie ihre ein Jahr später vom Botschafterrat in Genf beschlossene Teilung.

Das alles traf die zutiefst verunsicherte Bevölkerung eines Grenzlandes, in dem sich über die Jahrhunderte hinweg ein multiethnisches Patchwork herausgebildet hatte. Eine eindeutige nationale Entscheidung versprach keine Lösung sozialer Probleme. August Scholtis fasst das Dilemma der Abstimmungen in seinem Roman *Ostwind* so zusammen: »Ergebnis? […] Was scherte sie das im Eigentlichen? Was hieß für sie ›Deutschland‹ oder ›Polen‹? ... Jacke wie Hose, solange es keinen Acker regnete und Kühe donnerte.«

Dennoch polarisierte das Abstimmungsergebnis stark und verfestigte die Feindschaft zwischen den Nachbarn im nunmehr neuen Dreiländereck. Fast 30 Prozent des Abstimmungsgebietes mit 46 Prozent seiner Bevölkerung fielen an Polen. Die Deutschen mussten auch das ökonomische Filetstück abgeben, die beiden bedeutenden Industriestädte Kattowitz/Katowice und Königshütte/Chorzów, die mit großen Mehrheiten für Deutschland gestimmt hatten.

Quer durch die Region wurde im Juni 1922 eine Linie von Grenzpfählen und Sperrzäunen gezogen. Auf beiden Seiten der Grenze entstanden beträchtliche nationale Minderheiten, deren Angehörige sich oft als »Waisen von Versailles« sahen.

Viele Oberschlesier reagierten auf die neue Lage mit Galgenhumor, wie ihn Victor Kaluza in seinem Roman *Das Buch vom Kumpel Janek* festhält:

Es war eine seltsame Linie, diese Grenze. Sie lief durch Feld und Wald, schnitt durch Dörfer, ja, mitten durch Gehöfte. Es kam vor, daß auf einem Bauernhofe das Pferd aus der polnischen Krippe fraß, während es mit dem Schwanze die deutschen Fliegen abwehrte, das Huhn in Deutschland gackerte, daß es in Polen ein Ei gelegt habe. Ja, so lief die Grenze.

Diese deutsch-polnische Grenze, im September 1939 von Hitler gewaltsam hinweggefegt, ist inzwischen längst Geschichte. Auch an den einst europaweit bekannten Treffpunkt der drei Kaiserreiche erinnert heute nur ein bescheidener Obelisk. Darauf steht: »An diesem Ort, wo einst Grenzen von drei Kaiserreichen zusammentrafen, feiern wir den Eintritt Polens in die Europäische Union und sind stolz, am Werk eines Europa ohne Grenzen mitwirken zu können.«

Die Botschaft klingt derzeit wie ein Versprechen, das immer wieder von neuem eingelöst sein will.

Marcin Wiatr

Dr. Marcin Wiatr – Bildungsforscher, Literaturwissenschaftler, Übersetzer und Autor des 2016 im Verlag des Deutschen Kulturforums östliches Europa erschienenen Literarischen Reiseführers Oberschlesien *– arbeitet im Georg-Eckert-Institut – Leibniz-Institut für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig.*

Zwischen Trauer und Triumph 1918

ERZ, ÖL UND EISENBAHNEN

Deutsche Interessen im Kaukasus bis 1918

Die Industrialisierung ließ in Deutschland ab der Mitte des 19. Jahrhunderts die Eisen- und Stahlproduktion boomen. Der Mangel an verfügbaren Erzen im Inland weckte das Interesse der deutschen Unternehmen an der Kaukasusregion, wo es reiche Vorkommen an Kupfer, Mangan und Erdöl gab. Die Elektrofirma Siemens & Halske eröffnete 1860 in Tiflis/Tbilissi eine Abteilung der St. Petersburger Filiale. Walter (1833–1868) und später Otto von Siemens (1836–1871) übernahmen neben der Leitung auch das Amt des preußischen Konsuls in Tiflis. Schon bald erwarb die Firma im heutigen Aserbaidschan die Kupferbergwerke in Kedabeg und die Kobaltgrube in Daschkessan. Vor allem die reichen Manganerzvorkommen lockten weitere deutsche Unternehmen wie die Firma Krupp in den Kaukasus.

Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs legte Deutschland seine politischen und militärischen Ziele im Osten fest. Zu den »Pufferstaaten« zwischen Deutschland und Russland sollten die Ukraine und Georgien gehören. Dem Kaukasusgebiet maß man auch aufgrund der Erdölvorkommen im Kaspischen Meer und der Verkehrsverbindung in den Vorderen Orient eine große Bedeutung bei. Georgien kam wegen der dortigen Eisenbahnstrecken und der Schwarzmeerhäfen eine besondere Stellung zu. Ein strategisches Mittel der deutschen Politik war die Durchführung von Anschlägen und Sabotageakten gegen Erdölanlagen und Bahnlinien. Auch versuchte man, die Bevölkerung im Kaukasusgebiet gegen Russland zu »revolutionieren« und mit Waffen auszustatten. Es zeigte sich schnell, dass dies nur in einem geringen Umfang möglich war. Als russische Truppen im Frühjahr 1916 Erzurum und Trapezunt einnahmen, musste sich die Türkei als Bündnispartner aus den georgisch besiedelten Gebieten zurückziehen. Die deutsche »Revolutionierungspolitik« war damit zunächst gescheitert, bis die Februarrevolution von 1917 ihr neuen Auftrieb gab.

Mit der Oktoberrevolution von 1917 veränderte sich die Lage vollständig. Die sozialistische russische Regierung verhandelte bereits im Dezember 1917 über einen Waffenstillstand mit Deutschland, am 3. März 1918 wurde der Friedensvertrag von Brest-Litowsk unterzeichnet. Damit schied Sowjetrussland als Kriegsteilnehmer aus; einige Gebiete – von Litauen über Weißrussland und die Ukraine bis hin zum Kaukasus – wurden abgetrennt. Schon im November 1917 hatte man ein Transkaukasisches Kommissariat etabliert und im Januar 1918 ein regionales Parlament gegründet. Für Deutschland und seine Verbündeten Österreich-Ungarn,

▲ Deutsche Soldaten im Juni 1918 auf der heute Rustaweli-Allee genannten Hauptstraße von Tiflis, © ullstein bild/Süddeutsche Zeitung Photo/Scherl

Bulgarien und Türkei war es nun ein vordringliches Ziel, die Gründung einer transkaukasischen Republik durchzusetzen. Das Augenmerk lag hierbei auf den Bodenschätzen sowie auf der Kontrolle des Eisenbahnnetzes und des Nachrichtenwesens.

Türkische Truppen besetzten im April die Gebiete um Kars, Ardahan und Batumi, um ihre territorialen Ansprüche über die Vereinbarung des Brester Vertrags hinaus zu artikulieren. Der georgische Menschewik Nikolos Tschcheïdse rief am 22. April 1918 die Unabhängigkeit Transkaukasiens und die Gründung der Transkaukasischen Föderation mit der Hauptstadt Tiflis aus. Am 11. Mai begann die Batumer Friedenskonferenz mit Vertretern Deutschlands, der Türkei und aus dem Kaukasusgebiet. Als deutscher Gesprächsführer strebte Generalmajor von Lossow scheinbar eine auch für die Türkei akzeptable Lösung an, doch verfolgte die Oberste Heeresleitung (OHL) mit General Ludendorff an der Spitze bereits ab April das Ziel, dass Georgien ein selbständiger Staat unter deutschem Einfluss werden sollte. Deutschland und die Türkei strebten eine Ausdehnung ihrer Macht im Südkaukasus an, was sich belastend auf ihr Verhältnis auswirken sollte.

Am 22. Mai 1918 fiel die noch junge Transkaukasische Föderation auseinander und schon am 26. Mai 1918 wurde durch die georgische Nationalversammlung die Demokratische Republik Georgien proklamiert; zwei Tage später folgten ihr Armenien und Aserbaidschan. Das Deutsche Reich erkannte in einem vorläufigen Abkommen Georgien de facto als unabhängigen Staat an.

Zwischen den Vertretern des Auswärtigen Amtes und der OHL gab es Differenzen über die deutsche Vorgehensweise im Kaukasus. Dabei spielte das Verhältnis zur Türkei und zu Russland eine wichtige Rolle. Die Türken verfolgten das Ziel, Teile des Kaukasusgebietes auch militärisch unter ihre Kontrolle zu bringen und dabei bis zu den Ölfeldern in Baku vorzustoßen. Ludendorff fasste den Entschluss, deutsche Truppen in den Kaukasus zu entsenden, die Friedrich Freiherr Kreß von Kressenstein (1870–1948) unterstanden. Im Juni landete das 3 000 Mann starke Expeditionskorps in Poti und erreichte Tiflis am 24. Juni 1918. Das vorrangige Ziel der Expedition war es, die neugegründete prodeutsche Demokratische Republik Georgien zu stabilisieren, sie beim Aufbau des Militärs zu unterstützen, die Eisenbahn und Versorgungswege für Rohstoffe zu sichern. Dabei kam es ab Juni 1918 zwischen deutschen und türkischen Truppen immer wieder zu Spannungen und Auseinandersetzungen.

Eine Schlüsselrolle spielte Baku, das auch nach 1917 zu Russland gehörte. Für die Bolschewiki waren die Ölfelder von höchster Bedeutung, eine Aufgabe Bakus kam für sie unter keinen Umständen in Frage. Durch das massive Drängen des türkischen Militärs im Juli 1918 spitzte sich die Situation zu. Das Deutsche Reich suchte eine ausgleichende Rolle einzunehmen, verfolgte aber auch eigene Interessen. Die Niederlage der Türken vor Baku entschärfte die Lage zunächst.

Durch den Sturz des Bakuer Sowjets am 31. Juli 1918 wendete sich das Blatt erneut, englische Truppen übernahmen die Kontrolle über die Stadt. Dies war ein schwerer Schlag für die deutschen Interessen. Auf Weisung der OHL sollte Kreß von Kressenstein nach Absprache mit den Russen Truppen in Richtung Baku in Bewegung setzen. Es gelang jedoch den Türken, in die Stadt vorzudringen. In einem Geheimabkommen vom 23. September wurde Deutschland eine Verwendung der Ölfelder und -leitungen und der Eisenbahnlinie Baku–Tiflis zugesichert. Auch dies währte nicht lange. Durch den Zusammenbruch Bulgariens sah sich die Türkei gezwungen, den Kaukasus vollständig zu räumen. Auch das deutsche Militär zog sich seit Oktober 1918 als Verlierer des Ersten Weltkriegs aus dem Kaukasus zurück. Der Waffenstillstand von Compiègne und die Kapitulation Deutschlands waren das Ende der deutschen Ambitionen im Kaukasus.

Manfred Nawroth

Dr. Manfred Nawroth ist Oberkustos und Koordinator für wissenschaftliche Projekte mit Russland und Osteuropa am Museum für Vor- und Frühgeschichte, Staatliche Museen zu Berlin.

▲ Friedrich Freiherr Kreß von Kressenstein, Leiter der deutschen Militärmission im Kaukasus, © Wikimedia Commons

KLANGWECHSEL

Die Musiken in der Friedenskirche zu Schweidnitz/Świdnica

Die Friedenskirche zu Schweidnitz in Schlesien *(Kościół Pokoju w Świdnicy)* wurde 2001 UNESCO-Welterbe – und das aus gutem Grund. Sie ist mit 7 500 Plätzen die größte Fachwerkkirche Europas und macht ihrem Namen alle Ehre. Seit 1652 werden hier evangelische Gottesdienste gefeiert, die für Frieden, Ökumene, Versöhnung und Verständigung zwischen den Völkern und Nationen stehen. So besuchte der damalige Bundeskanzler Helmut Kohl auf dem Weg zur Versöhnungsmesse in Kreisau/Krzyżowa am 12. November 1989 die Friedenskirche; 25 Jahre später trafen sich hier die polnische Ministerpräsidentin Ewa Kopacz und die deutsche Bundeskanzlerin Angela Merkel zu einem Friedensgebet. Als im Jahr 2016 Seine Heiligkeit der XIV. Dalai Lama die Friedenskirche besuchte, versammelten sich die Vertreter der Weltreligionen vor ihrem Altar.

Ihr Existenzrecht wurde der Friedenskirche im Westfälischen Frieden von 1648 gewährt, der den Dreißigjährigen Krieg in Europa beendete. Daher stammt ihr Name, ganz korrekt heißt sie jedoch »Kirche zur Heiligen Dreifaltigkeit«. Außer in Schweidnitz erhielten die schlesischen Lutheraner, die zu dieser Zeit zum katholisch-habsburgischen Österreich gehörten, in Jauer/Jawor und Glogau/Głogów das Recht, evangelische Kirchen zu errichten. Im zeitgenössischen Sprachgebrauch nannte man die evangelischen Christen allerdings »unkatholische Christen«. Dies verweist auf die Restriktionen, denen die Protestanten in Schlesien unterworfen waren. So durften die Friedenskirchen nur außerhalb der Stadtmauern gebaut werden und die ihnen vorbehaltene Fachwerkarchitektur sollte zum Ausdruck bringen, dass der Protestantismus nicht von Dauer sei. Auch durften die »unkatholisch«-evangelischen Geistlichen nicht in der Stadt wohnen. Die Anwesenheit ortsansässiger katholischer Geistlicher während der Gottesdienste war gestattet, um sicherzustellen, dass an diesem Ort keine Blasphemie betrieben wurde – so der »offizielle« Grund für Spionage und die Einschränkung der evangelischen Autonomie. Den Friedenskirchen war kein Kirchturm gestattet: eine Beschränkung des visuellen und repräsentativen Stadtbildes, der das Glockenverbot auf akustischer Ebene entsprach. Durch das Verbot einer Schule und einer Kurrende konnte und durfte innerhalb der Stadt kein evangelisches Liedgut gesungen werden. Verstorbene evangelische Bürger wurden deshalb in aller Stille und ohne Gesang aus der Stadt auf den Friedhof, der ja außerhalb der Stadtmauern lag, gebracht.

Jedoch sind das Singen und die Musik integrale Bestandteile der Reformation und des protestantischen Lebens. So ist es nicht verwunderlich, dass sich ab 1652 in der Friedenskirche eine überaus lebendige Musikkultur entwickelte. Vermutlich bereits zur Einweihung des Gotteshauses verfasste Daniel Czepko das Lied *Mein Herz ist froh, mein Geist ist frei.* Die Friedenskirche sei das Haus, an dem Gott Gefallen habe, und in ihr möge sich die Gemeinde »mit Leib und Seel« versammeln – das sind, neben der Botschaft der Titelzeile, die zentralen Aussagen der dreistrophigen Dichtung.

Der wohl bekannteste Verfasser von Kirchenliedern und Kantaten, der an der Friedenskirche von 1702 bis 1737 wirkte, war Benjamin Schmolck. Noch heute sind seine Lieder wie *Tut mir auf die schöne Pforte, Schmückt das Fest mit Maien* oder *Jesus soll die Losung sein* Evergreens, die auch im Evangelischen Gesangbuch zu finden sind. Seine Erbauungsschriften, Lieder und Kantaten verbreiteten sich im gesamten europäischen protestantischen Raum und wurden auch in andere Sprachen übersetzt.

Von 1729 bis 1775 wirkte Christoph Gottlob Wecker, ein Schüler Johann Sebastian Bachs, als Kantor an der Friedenskirche. 2015 fand man im Kirchenarchiv die Fotografie eines verschollenen Ölgemäldes, die diesen Musiker und Komponisten zeigt. Als Reminszenz an Wecker und seinen

Lehrer wird seit 2000 an der Friedenskirche jährlich ein internationales Bachfestival *(Międzynarodowy Festiwal Bachowski)* veranstaltet.

Die große Orgel aus dem Jahr 1666 wurde bis heute mehrfach umgebaut und restauriert. Die 1695 erbaute kleine Orgel über dem Altar stiftete ein Geistlicher der Friedenskirche, da die große Orgel sehr störanfällig war und oft repariert werden musste. Heute ergibt sich damit die Möglichkeit von wunderbaren Doppelkonzerten. Das spannendste Instrument ist jedoch die Orgel des »Himmelsorchesters« auf dem Deckengemälde. In ihrer Ikonologie bringt sie zweierlei zum Ausdruck. Zum einen werden die Gläubigen darauf verwiesen, dass sie im Jenseits, mithin oben, ebenso musizieren werden wie im Diesseits, also unten auf den Kirchenbänken. Dies ist ganz klar eine Absage an die katholische Vorstellung vom Fegefeuer. Zum anderen steht diese Orgel für die Möglichkeit, mit einem Instrument vielstimmig zu musizieren, und damit für die freiheitlichen Gedanken der Reformation und des Protestantismus.

1708 wurden in der sogenannten Altranstädter Konvention den Friedenskirchen Schulen, Türme, Kurrenden und Glocken gestattet. Einen Klangwechsel der besonderen Art erlebte der Friedensplatz im April 2016, als in dem restaurierten Glockenturm ein Carillon installiert wurde. Es bringt jetzt dreimal täglich protestantische Melodien zu Gehör. Möge Frau Musica an der Friedenskirche noch lange für so vielfältige Klänge sorgen!

Stephan Aderhold

Der Musikwissenschaftler Dr. Stephan Aderhold betreut das Archiv der Friedenskirche zu Schweidnitz/Świdnica und ist Autor der *Chronologischen Musikgeschichte der evangelischen Gemeinde in der Friedenskirche zu Schweidnitz* (2015, gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien).

www.stephan-aderhold.de | www.kosciolpokoju.pl

Bild: Bachtage in der Friedenskirche zu Schweidnitz,
Foto: Bożena Pytel

Blick auf den Haupteingang des Schlosses in Gleißen, 2017, © Deutsches Kulturforum östliches Europa, Foto: Adam Czerneńko

SANSSOUCI IN DER NEUMARK

Der Berliner Unternehmer Israel Moses Henoch und das Gut Gleißen

Im 19. Jahrhundert kauften wohlhabende Berliner gern Gutshöfe in der Provinz. Einer von ihnen war der jüdische Unternehmer Israel Moses Henoch (1770–1844). Seine Karriere begann Henoch, der bis 1820 Henochsohn hieß, als Bankier und Heereslieferant in Berlin. Nach dem Preußischen Judenedikt von 1812, das den Juden in Preußen das Recht verlieh, Staatsbürger zu werden, und ihnen unter anderem die Niederlassungs-, Handels- und Gewerbefreiheit gewährte, nutzte Henoch die Gunst der Stunde und gründete 1815 die Droschkenanstalt zu Berlin. Da der Bedarf an öffentlichen Verkehrsmitteln aufgrund allgemein wachsender Mobilität in der preußischen Hauptstadt kontinuierlich stieg, war Henochs Vorhaben von Beginn an von Erfolg gekrönt. Aus anfänglich dreißig Kutschen, die er aus Warschau nach Berlin importieren ließ, wurden bald 120 elegante Droschken nach englischem Vorbild. In den 1840er Jahren expandierte sein Unternehmen weiter, als er zwischen Potsdamer Platz und Alexanderplatz erste Pferdeomnibusse einsetzte. Aus Israel Moses Henoch wurde bald »Droschken-Henoch«, wie er im Volksmund hieß.

1818 erwarb der umtriebige Unternehmer das Gut Gleißen. Das idyllisch gelegene Rittergut stammte aus dem 15. Jahrhundert und gehörte ursprünglich den neumärkischen Adelsfamilien von Waldow und von der Marwitz. Nach mehrmaligem Besitzerwechsel wurde es zwischen 1790 und 1793 auf Initiative des schlesischen Adligen Friedrich Wilhelm von Poser (1745–1799) hin ausgebaut und modernisiert. Fortan verfügte es über ein ansehnliches Schloss, das in Teilen Schloss Sanssouci in Potsdam ähnelte, und ab 1806 über ein Alaunwerk. Nachdem Israel Moses Henoch in der Nähe des Anwesens eine Mineralquelle entdeckt hatte, deren Wasser Heilwirkung nachgesagt wurde, beschloss er, dort ein Kurbad zu errichten. Aus dem anfänglich recht bescheidenen Rittergut wurden ein mondänes Kurhaus und ein Luxushotel mit einem beeindruckenden Ballsaal sowie einem Konversations- und Billardraum. Im Park ließ Henoch ein Karussell errichten. Auf dem benachbarten Ankensee verkehrte eine Gondel. Die Gäste wurden auf Wunsch mit Moorschlammbädern und russischem Dampfbad verwöhnt. Binnen weniger Jahre machten diese Attraktionen Gleißen

zu einem beliebten Kur- und Aufenthaltsort, von dem insbesondere die Bewohner von Berlin und Frankfurt an der Oder profitierten. Der Arzt und Badearzt zu Gleißen, Dr. J. Schayer, beschrieb 1846 die steigende Attraktivität des Ortes: »Das Schlammbad zu Gleißen hat sich seit seiner Entstehung (1822) einen Ruf erworben, der ihm seine Stelle neben den gefeiertesten Deutschlands sichert.« Henoch betrieb im Ort auch eine Seidenfabrik, in der er über 500 Arbeiter, überwiegend aus Frankfurt an der Oder, beschäftigte.

Israel Moses Henoch verfolgte nicht nur wirtschaftliche Interessen, er unterstützte auch die jüdische Gemeinde im nahe gelegenen Zielenzig (später polnisch *Sulęcin*). Außerdem war er als Gutsbesitzer nach den Patronatsgesetzen für den Unterhalt von Kirchen zuständig. Im Jahr 1837 stiftete er als Jude der evangelischen Gemeinde in Gleißen eine neue Kirche. Im selben Jahr wurde das nach einem Entwurf von Karl Friedrich Schinkel (1781–1841) erbaute Gotteshaus eingeweiht. Zu den aus der Erbauungszeit stammenden Ausstattungsstücken, die sich bis 1945 in der Kirche befanden, gehörte unter anderem ein Porträt des wohltätigen Stifters. Das Bild war mit einer Inschrift versehen, die lautete: »Dieses Gotteshaus weihete seiner christlichen Gemeinde der israelitische Gutsbesitzer Israel Moses Henoch.« In einem vergoldeten Stuckrahmen schmückte das Porträt bis 1945 die Gleißener Kirche. Seitdem gilt es als verschollen.

Das wirtschaftliche, kulturelle und soziale Engagement Israel Moses Henochs endete mit seinem Tod. Das Anwesen, das er seinen beiden Söhnen hinterließ, wurde bald danach verkauft. Der neue Besitzer stellte den Kurbetrieb ein und baute das Schloss in den 1910er Jahren weiter aus.

Infolge der Grenzverschiebung nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Ortschaft polnisch, die deutschen Einwohner waren geflohen oder wurden vertrieben. Gleißen wurde in Glisno umbenannt. Das Schloss diente ab 1946 als Sitz eines staatlichen landwirtschaftlichen Betriebes *(Państwowe Gospodarstwo Rolne)* und ab Ende der 1960er Jahre als Kindererholungsheim. Seit 1978 beherbergt der denkmalgeschützte Bau das Schulungszentrum der Lebuser Agrarwirtschaftlichen Beratungsstelle *(Lubuski Ośrodek Doradztwa Rolniczego)*.

Magdalena Gebala und
Magdalena Abraham-Diefenbach

Dr. Magdalena Gebala ist beim Deutschen Kulturforum östliches Europa (→ *S.* 56/57) als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig. Dr. Magdalena Abraham-Diefenbach ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Denkmalkunde der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder).
Beide sind Kuratorinnen der Ausstellung *Im Fluss der Zeit – Jüdisches Leben an der Oder/Z biegiem rzeki – Dzieje Żydów nad Odrą,* die ab Mitte 2018 entlang der Oder präsentiert wird.

Historische Postkarte mit der Innenansicht der 1837 erbauten Kirche von Gleißen (Ausschnitt), rechts außen das Porträt des Stifters Israel Moses Henoch, © Landesgeschichtliche Vereinigung für die Mark Brandenburg e. V., Archiv/Foto: Ansichtskarten-Verlag Zimmaß, Erfurt

Skulptur im Schlossgarten von Gleißen, 2017
© Deutsches Kulturforum östliches Europa, Foto: Adam Czerneńko

Das Foto auf dieser Feldpostkarte entstand während der Schlacht um Schaulen/Šiauliai zwischen April und Juni 1915, die auch der Auftakt zu weiteren Kämpfen in Kurland war. Am 21. Juli 1915 besetzten deutsche Truppen die Kleinstadt, die durch die Kampfhandlungen zu 85 Prozent zerstört wurde.

Zwischen Trauer und Triumph 1918

»TRÄGER DER ÄLTESTEN KULTUR IM LANDE«

Die monarchisch-konservative deutsche Okkupationspolitik im Baltikum während des Ersten Weltkriegs

Nach der Eroberung Litauens besetzten deutsche Truppen zwischen Mai und August 1915 auch die Städte Libau/Liepāja und Mitau/Jelgava, die damals zum russischen Gouvernement Kurland gehörten. Das hatte die Flucht von drei Fünfteln der Bevölkerung Kurlands zur Folge, bis schließlich über ein Drittel des lettischen Volkes entwurzelt war. Die zahlreichen litauischen und lettischen Flüchtlinge bildeten in Russland Hilfskomitees, die sich zu nationalen Sammelstellen mit wachsender politischer Bedeutung entwickelten. Die deutsche Besetzung Kurlands führte darüber hinaus zur Aufstellung der ersten nationallettischen Truppeneinheiten in Russland. Diese Regimenter wurden an der Front eingesetzt, die längere Zeit entlang der Düna verlief, und bildeten einen wichtigen Faktor im lettischen nationalen Bewusstsein.

Die deutsche Okkupationspolitik im Baltikum bestand aus einem Geflecht von strategischen Sicherheitserfordernissen und imperialistischen Herrschaftsansprüchen, von völkisch-rassenbiologischen Schlagworten und wirtschaftspolitischen Forderungen (Karl-Heinz Janßen). Die annexionistischen Ziele wurden dabei in keiner Phase aufgegeben. Deutschbaltischer Landadel und Besitzbürgertum sollten die Stützen einer monarchisch-konservativen Staatsordnung bilden. Um das Land »dem Deutschtum zu gewinnen«, plante man die Massenansiedlung deutscher Bauern und wollte gar mit einer nicht etwa zivil verwalteten, sondern militärisch organisierten Schulpolitik die lettische Kultur allmählich aufsaugen. Dagegen wurde allerdings Widerstand geleistet, und in Riga/Rīga gelang es der lettischen städtischen Bildungsschicht und deutschbaltischen Pädagogen, die lettische Sprache an allen Schulen zu erhalten. Auch in Estland konnten sich deutschbaltische und estnische Pädagogen Anfang 1918 gegen ähnliche Bestrebungen durchsetzen.

Die Politik der deutschbaltischen Führungsschicht aber war eng verwoben mit der Okkupationspolitik der deutschen Besatzungsmacht. Deutschbaltische Konservative kämpften nicht nur gegen den Bolschewismus, sondern auch gegen die Errichtung selbstständiger demokratischer baltischer Staaten, da sie den Deutschen als den »Trägern der ältesten Kultur im Lande« auch weiterhin die Führung sichern wollten. Ein *Vereinigter Landesrat* unter ritterschaftlicher Führung beschloss am 12. April 1918, den deutschen Kaiser zu bitten, die baltischen Provinzen als monarchischen Staat unter den Schutz Preußen-Deutschlands zu stellen. Vorangegangen waren Pläne, sie in Form einer Personalunion unmittelbar an Preußen anzuschließen oder (nach litauischem Vorbild) die Krone eines vereinigten baltischen Herzogtums dem Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg anzubieten. Dieser »im Grunde groteske Wettbewerb der deutschen Dynastien« (Hans Herzfeld) zeigt den illusionären Charakter nicht nur der damaligen deutschen Ostpolitik, sondern ebenso jenen der realitätsfernen Politik deutschbaltischer Führungskräfte.

Erst die neue Ostpolitik des Reichskanzlers Prinz Max von Baden vollzog einen totalen Bruch mit der bisherigen Baltikumpolitik, indem sie sich am Selbstbestimmungsrecht der Nationalitäten orientierte. Vor allem der spätere Vorsitzende der deutschbaltischen Parlamentsfraktion in Riga, Paul Schiemann, warb in Deutschland dafür, den baltischen Völkern eigene politische Vertretungen zuzugestehen. Seine Appelle zur Bildung von Volksvertretungen unter gerechter Berücksichtigung *aller* in den baltischen Ländern lebenden Nationalitäten waren wesentliche Impulse für die entscheidende Wende der deutschen Baltikumpolitik vom Wunschdenken zur Anerkennung der Realität. Schwerwiegende Folgen der deutschen Okkupationspolitik waren länger andauernde Belastungen im Verhältnis der Deutschbalten zu Esten und Letten sowie zwischen Deutschland und den baltischen Staaten.

Michael Garleff

Prof. Dr. Michael Garleff ist Autor zahlreicher Publikationen zur baltischen Geschichte sowie zur Kultur und Geschichte der historischen preußischen Ostprovinzen. Er war Direktor des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (→ S. 56/57) und ist Vorstandsmitglied der Carl-Schirren-Gesellschaft.

STADT IM STRUDEL

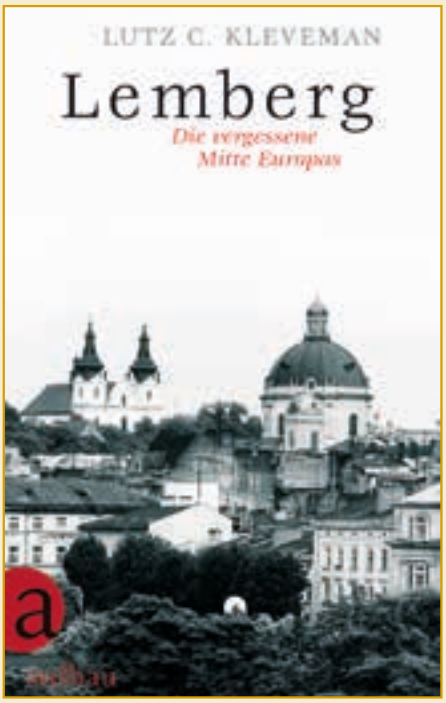
Bei Restaurierungsarbeiten gefundene jüdische Grabsteine und das Grabkreuz des im russisch-ukrainischen Krieg gefallenen Infanteristen Juri Golub (1991–2014) rahmen die Kapitel von Klevemans Buch über Lemberg/Lwiw.

In der ersten Hälfte stellt der Autor bekannte und inspirierende Größen von heute sowie aus dem »fröhlichen Lemberg« der Zweiten Polnischen Republik vor, etwa die Lemberger Mathematiker mit ihrem *Schottischen Buch*, den Logiker und Epistemologen Kazimierz Twardowski, die Biologen Ludwik Fleck und Rudolf Weigl oder die Philosophin und Jiddisch schreibende Avantgardistin Debora Vogel. 1939 bestand die Bevölkerung zur Hälfte aus Polen und zu einem Drittel aus Juden; von den weiteren Minderheiten waren 12 bis 16 Prozent Ukrainer.

In der zweiten Hälfte seiner »Biographie einer Stadt« versinkt Kleveman in den immer dunkler werdenden Strudeln des untergehenden Lemberg. Das »Jammertal« begann 1939 mit der sowjetischen Besetzung, 1941 folgte die deutsche. Nach Rückkehr der Roten Armee im Juli 1944 musste fast die gesamte polnische Bevölkerung die Stadt verlassen. Als Ergebnis des Krieges blieben von 300 000 Einwohnern nur 10 Prozent. Die jüdische Gemeinschaft wurde – wie der Autor hervorhebt – unter Beteiligung der Bevölkerung fast vollständig vernichtet. Hieran mag man sich seitens der offiziellen ukrainischen Geschichtsschreibung bislang nur zögerlich erinnern.

In Begegnungen mit alten und jungen Zeitzeugen versucht Kleveman seine Memoirenstudien zu vertiefen, erreicht aber – anders als seine als Motto zitierte chassidische Leitfigur Rabbi Nachman – nicht wirklich die Herzen. Es hätte noch weiterer Lektüre, Treffen und Sprachkenntnisse bedurft.

Christian Weise



Lutz C. Kleveman: *Lemberg. Die vergessene Mitte Europas.* Berlin: Aufbau Verlag 2017, 315 S. ISBN: 978-3-351-03668-3, 24 €

Christian Weise bereist und studiert seit fast 25 Jahren die Ukraine, publiziert u. a. zur Kirchengeschichte und übersetzt ukrainische Literatur.

PIONIERLEISTUNG IN WESTPREUSSEN

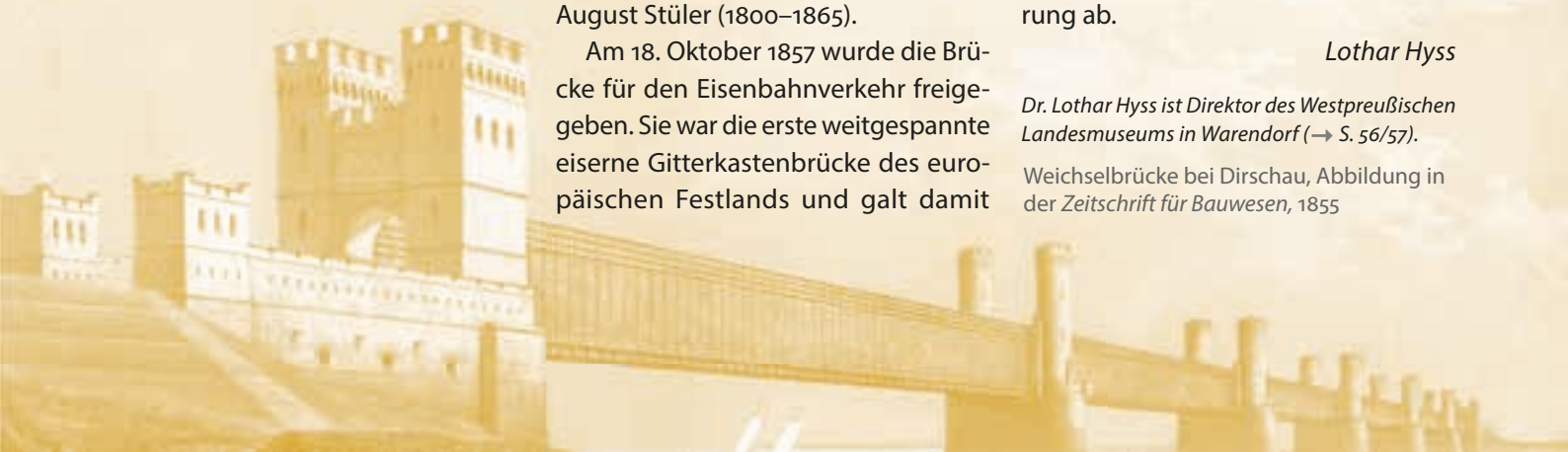
Bereits ab Mitte der 1840er Jahre wurden Pläne für eine Bahnstrecke von Berlin über Königsberg (heute Kaliningrad) bis Eydtkuhnen (heute Tschernyschewskoje) an der russischen Grenze entwickelt. Die größten baulichen Probleme bestanden dabei in der Überwindung der Weichsel bei Dirschau/Tczew und der Nogat bei Marienburg/Malbork. Federführend bei Planung und Bau der beiden Brücken war der aus Soest in Westfalen stammende Ingenieur Carl Lentze (1801–1883), der auch beim Bau des Oberländischen Elbing-Osterode- und des Suezkanals mitwirkte. Die statischen Berechnungen und die Ausführungspläne fertigte der Schweizer Rudolf Eduard Schinz (1812–1855). Zur Überquerung der Weichsel bei Dirschau konzipierte Lentze eine sechsfeldrige Gitterkastenbrücke mit Portalbauten in einer imposanten Gesamtlänge von 837 Metern nach dem Vorbild der 1850 eröffneten Britanniabrücke über die *Menai Strait* in Wales. Die Pfeilertürme und die Portale der Widerlager gestaltete der bedeutendste Schinkel-Schüler, Friedrich August Stüler (1800–1865).

Am 18. Oktober 1857 wurde die Brücke für den Eisenbahnverkehr freigegeben. Sie war die erste weitgespannte eiserne Gitterkastenbrücke des europäischen Festlands und galt damit als Pionierleistung. Am selben Tag wurde auch die Marienburger Eisenbahnbrücke über die Nogat in Betrieb genommen. Dirschau entwickelte sich in der Folge zu einem Eisenbahnknotenpunkt: Hier wurde nicht nur der Durchgangsverkehr zwischen Berlin und Königsberg, sondern auch der Verkehr zwischen den Landesteilen westlich und östlich der Weichsel geregelt.

Inzwischen ist der Wiederaufbau der im Zweiten Weltkrieg stark beschädigten Brücke eingeleitet worden. Er hängt unter anderem von der EU-Finanzierung ab.

Lothar Hyss

Dr. Lothar Hyss ist Direktor des Westpreußischen Landesmuseums in Warendorf (→ *S. 56/57).*



Weichselbrücke bei Dirschau, Abbildung in der *Zeitschrift für Bauwesen*, 1855

EIN ARZT UND SEINE MILITÄRKISTE

Was ein Exponat des Siebenbürgischen Museums über einen außergewöhnlichen Mediziner erzählt

Der Mediziner und spätere Kinderarzt Dr. Hugo Wilhelm Hager (1891–1965) gehört zu den herausragenden Persönlichkeiten im siebenbürgischen Gesundheitswesen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Hager entstammte einer großbürgerlichen Hermannstädter Familie. Sein Medizinstudium führte ihn ab 1909 an die Universitäten in Klausenburg/Cluj, Wien, München, Berlin und Budapest. In der ungarischen Metropole ereilte ihn dann der Kriegsbeginn. Noch im November 1914 wurde Hager zum Doktor der Medizin promoviert. Keine zwei Wochen später war er als Assistenzarzt-Stellvertreter an der Karpatenfront im Einsatz und erhielt dort die Silberne Tapferkeitsmedaille I. Klasse. Am 1. Mai 1915 folgte die Beförderung zum Assistenzarzt. Aus dieser Zeit stammt wohl auch die bis heute erhaltene Offizierskiste, die seit März 2015 zu den geschichtsträchtigen Exponaten im Siebenbürgischen Museum Gundelsheim gehört. 1917 wurde Hager zum Oberarzt befördert.

Auch nach 1918, als rumänischer Staatsbürger, musste Wilhelm Hager ins Feld – diesmal auf Seiten der rumänischen Armee. 1919 bis 1920 nahm er als Stabsarzt der Reserve *(medic căpitan)* am Feldzug an der Theiß teil. Als Frontarzt führte Hager seinen Kampf gegen Cholera und Typhus, Pocken und Erfrierungen. Die Kriegserfahrungen und der damit verbundene hohe persönliche Einsatz für den Erhalt menschlichen Lebens – zahlreiche bis jetzt erhaltene Auszeichnungen legen Zeugnis davon ab – haben den Charakter des Hermannstädter Arztes im Sinne zutiefst empfundener Menschlichkeit geformt.

Als der Krieg vorbei war, konnte sich die im Geist des Humanismus heranreifende Persönlichkeit des jungen Mediziners dann voll und ganz entfalten. Nach Studienaufenthalten in Düsseldorf und Tätigkeiten an der Universitätsklinik in Tübingen ließ sich der spätere Facharzt und Familienvater in seiner Heimatstadt Hermannstadt/Sibiu mit einer eigenen kinderärztlichen Praxis nieder. Bleibende Verdienste hat sich der fortschrittliche Mediziner auch durch sein ehrenamtliches Engagement auf dem noch neuen Gebiet der Kinderfürsorge erworben, etwa durch die Gründung des Hermannstädter Kinderkrankenhauses.

Aus der Zeit seines Einsatzes an der Ostfront wird in der Familie ein Erlebnis tradiert, das Wilhelm Hager als Brückenbauer zeigt, der – über die Schützengräben hinweg – im Feind den Menschen und Gesinnungsgenossen erkennt. Zu Weihnachten 1917 diente er als Bataillonsarzt im k. u. k. Infanterieregiment Nr. 31 Hermannstadt, das an der Front bei Chotin stationiert war. Während einer Feuerpause traute sich der Arzt, nur mit der Rot-Kreuz-Binde als Vertreter seines Standes gekennzeichnet, mit einer Einladung zu einer gemeinsamen Weihnachtsfeier in die Stellungen des Gegners. Unter denen, die die Einladung annahmen, war ein russischer Arzt namens Dr. Elanski, der sein Medizinstudium in Berlin absolviert hatte. Hagers Tochter Margarete, verheiratete Mederus, erinnert sich, wie ihr der Vater über diese Begegnung berichtete, und zitiert ihn: »Wir sprachen über die dortigen Professoren [in Berlin, Anm. d. Verf.], über das Gängige an der Front, wie Flecktyphus und Urlaub. Nach dem Festessen und vielen polnischen Schnäpsen gingen die russischen Militärangehörigen zurück in ihre Stellungen. […] Ich dachte nicht, dass ich jemals noch etwas von ihm hören würde.«

Obzwar sich die beiden Männer später nicht mehr persönlich begegnet sind, hat das Interesse am Schicksal des anderen zu einer per Brief gepflegten Männerfreundschaft geführt, die auch den Zweiten Weltkrieg überdauerte. »1937, auf einem Ärztekongress in Berlin, erfuhr ich, dass Elanski Dozent an der Leningrader Militärmedizinischen Akademie

▲ Dr. Wilhelm Hager im Rang eines Assistenzarztes/Leutnants mit Tapferkeitsmedaille, entstanden zwischen 1. Mai 1915 und 1917, © mit freundlicher Genehmigung der Familie Hager

sei«, schreibt Wilhelm Hager in seinen Erinnerungen 1944. Nach dem Einmarsch der Roten Armee in Siebenbürgen wurde Hager zugetragen, dass Elanski mit den Truppen der Roten Armee an Hermannstadt vorbeigezogen und schon bei Arad sei. Via Feldpost erreichte er ihn. Die Männer machten ein Treffen aus, das jedoch nicht zustande kam. Die Deportation der Siebenbürger Sachsen in die Sowjetunion machte die Pläne zunichte.

Erst später, 1958, schlug sich Hagers Tochter Margarete, die zu diesem Zeitpunkt als erste Geigerin an der Bukarester Staatsphilharmonie auf Tournee in Moskau war, zum inzwischen leitenden Professor der russischen Militärakademie am Institut Burdienko durch: »Ich kam bis in sein Büro, und um mich zu legitimieren, zeigte ich Elanski zwei Fotos, auf denen mein Vater und Elanski im Gefechtsstand von Weihnachten 1917 zu sehen waren. Elanski zeigte immer wieder seine Freude und lud mich zu sich ein. Weil ich allerdings ständig überwacht wurde, kam es nicht zu diesem Besuch.« Die Begegnung half jedoch, die Freundschaft aufzufrischen: »Elanski schickte danach Büchergeschenke nach Hermannstadt.«

Irmgard Sedler

Dr. Irmgard Sedler ist Vorsitzende des Trägervereins des Siebenbürgischen Museums in Gundelsheim (→ S. 56/57) und Direktorin des Museums im Kleihues-Bau, Kornwestheim.

Militärkiste aus dem Besitz Dr. Wilhelm Hagers, 1915, Nadelholz (28,5 x 50 x 30,5 cm), Siebenbürgisches Museum Gundelsheim.
Die 2015 ins Museum überführte Militärkiste hat Hager während des ganzen Krieges begleitet – an die Südfront nach Bosnien und an den Isonzo/Soča, dann wiederum an die Ostfront nach Galizien, in die Bukowina, nach Bessarabien und 1918 schließlich nach Südtirol.

Zwischen Trauer und Triumph 1918

»WIR SIND GANZ GLEICHGÜLTIG GEWORDEN«

Ein ungarndeutscher Soldat erinnert sich an den Ersten Weltkrieg

Josef Muth war zwanzig Jahre alt, als er 1917 in die k. u. k. Armee eingezogen wurde. Aufgewachsen in dem südungarischen Dörfchen Wiragosch/Virágos, erlebte er den Kriegsbeginn als Schneiderlehrling im nahen Fünfkirchen/Pécs. Zunächst entging er der Einberufung: Eine Baronin stellte ihn als Diener an, so dass er – wie er später notierte – noch »2 schöne, fröhliche Jahren als junger sorgenloser bursche erlebte inmitten des blutigen grieges. doch das gute leben nahm ein jähes Ende weil ich auch zum Militär kam«.

Nach dem Krieg kehrte Josef Muth in sein Heimatdorf zurück, wo er bis zu seinem Tod im Jahr 1945 lebte. Er schrieb seine Erinnerungen – darunter die an seine Soldatenzeit in Italien – mit Mitte Dreißig nieder und illustrierte sie mit Zeichnungen und Ansichtskarten. Sein Erinnerungs-Album befindet sich heute im Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm.

Henrike Hampe

Henrike Hampe ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Donauschwäbischen Zentralmuseum in Ulm (→ S. 56/57).

»Und jeden tag kamen wier der Front näher der Kanonendonner wurde immer lauter. Welche Hofnung hatten wir wohl noch. Den Tod oder Krüpel sein oder gefangen werden und trotzden hatten wier keine Furcht wier sind ganz gleichgültig geworden.«

▲ Ins Album eingeklebte Karte der Italienfront, in die Josef Muth rechts seine Route eingezeichnet hat

◀ Ein ins Album eingeklebtes Porträt von Josef Muth

PRÄGEND FÜR IHR LAND

Die Ausstellung »Bedeutende Tschechen. Zwischen Sprache, Nation und Staat 1800–1945«

»Wer etwas lernen wollte, musste gut deutsch können. Wer gut deutsch sprach, konnte Primus werden, wer nicht, konnte nicht Primus werden […]. Ich habe schlecht deutsch gekonnt, und auch wenn ich etwas wußte, konnt' ich's nicht gut sagen. Meine Mitschüler sahen mich scheel an und lachten mich aus«.

So erinnert sich Antonín Dvořák an die Dominanz des Deutschen an der Prager Orgelschule, die der Komponist 1858 abschloss. Noch in den 1830er Jahren setzten sich nur wenige für die Aufwertung der tschechischen Sprache und Kultur ein, erst danach erfasste die Bewegung breitere Kreise der tschechischsprachigen Bevölkerung.

Wie gestaltete sich die Beziehung bekannter tschechischer Persönlichkeiten zur deutschen Kultur und Sprache? Überwogen Inspirationen oder Abneigungen und leidvolle Erfahrungen? Wie nahmen sie die Habsburgermonarchie im Kontext der Zeit wahr? Solchen Fragen sowie den biografischen Verbindungen dieser Menschen zum deutschsprachigen Kulturraum geht die Ausstellung *Bedeutende Tschechen* des Kulturreferenten für die böhmischen Länder nach. Fünfzehn tschechische Größen aus Literatur, Musik, Kunst, Politik, Wirtschaft und Technik im Zeitraum von 1800 bis 1945 werden auf Deutsch und Tschechisch näher vorgestellt.

Deutschland war Sprungbrett für ihren Erfolg und blieb ihr doch fremd: Die Sopranistin Ema Destinová feierte an der Berliner Hofoper große Erfolge. Sie bezeichnete die Stadt einmal als wunderschön, gleichzeitig aber auch als ihre »ganze geistige Krankheit«. Von der deutschnationalen Presse wurde sie wegen ihres Engagements für die tschechische Sprache und die Aufführung von Smetanas Opern hart angegangen. Der Komponist Leoš Janáček machte selbst im Familienkreis (Ehefrau Zdeňka entstammte einer deutschsprachigen Familie) aus seiner Abneigung gegenüber dem Deutschen keinen Hehl und wollte trotz perfekter Kenntnisse mit seinen Schwiegereltern nicht auf Deutsch parlieren. Die Brünner Straßenbahnen mit nur deutschen Aufschriften boykottierte er konsequent, die Ausrufung der Ersten Republik 1918 nahm er begeistert auf.

Wer weiß schon, dass die patriotisch gesinnte Schriftstellerin Božena Němcová, bekannt vor allem durch *Babička (Die Großmutter),* in Jugendjahren davon träumte, einen großen Roman auf Deutsch zu verfassen, bevor sie sich literarisch – beeinflusst von ihrem Mann Josef Němec – der tschechischen Sprache zuwandte?

Jiří Mucha, Sohn des Jugendstil-Malers Alfons Mucha, schrieb über den von seinem Vater erlebten Schulunterricht im heimischen Eibenschitz/Ivančice, dass ein Kind nach jedem ausgesprochenen tschechischen Wort so lange eine schwere Holzschaufel auf der Schulter tragen musste, bis einem anderen etwas auf Tschechisch entfuhr.

Weitere vorgestellte Persönlichkeiten sind der erste tschechoslowakische Staatspräsident T. G. Masaryk, der Bohemien Jaroslav Hašek, dem wir den vielfach (fehl-)interpretierten *Schwejk* verdanken, der Schriftsteller und Journalist Karel Čapek, der Techniker František Křižík oder der Schuhfabrikant Tomáš Baťa, der seinen Mitarbeitern einst riet: »Wenn ihr in die Welt hinauskommt, bedient euch der Sprache des Volkes, in dessen Mitte ihr weilt … Esst die Speisen des Volkes, in dessen Mitte ihr lebt. Man kann in Paris nicht Kraut und Knödel essen.«

Späte Versöhnung: Martin Hašek, Urenkel des Autors Jaroslav Hašek, trinkt in seiner Lipnicer Kneipe *U České koruny* auf das Wohl von Franz Joseph unter dessen Porträt.

Möge die Ausstellung dazu beitragen, dass so mancher Tschechien-Besucher künftig mehr vor Augen hat, wenn er in eine der omnipräsenten Masarykova- oder Čapkova-Straßen einbiegt oder die Prager Metro-Station Křižíkova betritt.

Wolfgang Schwarz

Dr. Wolfgang Schwarz ist Kulturreferent für die böhmischen Länder am Adalbert Stifter Verein in München (→ S. 56/57).

📖 *Bedeutende Tschechen. Zwischen Sprache, Nation und Staat 1800–1945.* Hg. von Wolfgang Schwarz. München: Adalbert Stifter Verein, 2015, 194 S., ISBN: 978-3-940098-13-9, 8 €

KANZLER OHNE KONZEPT

Die »Kaiservase« im Pommerschen Landesmuseum erinnert an die kurze Karriere des Georg Michaelis

Die agrarisch geprägte und besonders konservative Provinz Pommern war immer wieder mit den höchsten Ebenen der Macht in Preußen und im Reich verbunden. Ein Exponat aus der Sammlung des Pommerschen Landesmuseums Greifswald belegt das auch für die Endphase des Ersten Weltkriegs.

Es handelt sich um eine blaue Deckelvase aus der Königlichen Porzellan-Manufaktur, die ein vergoldeter preußischer Adler krönt. Die Vorderseite der Vase zeigt, umgeben von einem Eichen- und Lorbeerkranz, das Brustporträt Kaiser Wilhelms II. in feldgrauer Uniform, die Rückseite Eichen- und Lorbeerzweige. Das obere Reliefband trägt in goldener Schrift die Kaiserworte: »NOCH NIE WARD DEUTSCHLAND UEBERWUNDEN WENN ES EINIG WAR«. Die Vase war ein Geschenk Kaiser Wilhelms II. an Dr. Georg Michaelis anlässlich dessen Ernennung zum Reichskanzler.

Michaelis war Jurist und schlug nach einer Lehrtätigkeit in Tokio die Beamtenlaufbahn ein. Ab 1909 Unterstaatssekretär im preußischen Finanzministerium, übernahm er nach Kriegsausbruch den Vorsitz einer Kriegsgetreide-Gesellschaft, die 1915 zur Reichsgetreidestelle umgewandelt wurde. Als Reichskommissar und ab 1917 als Staatskommissar für Volksernährung sicherte Michaelis die Ernährung von Volk und Heer. Dabei erwarb er sich das Vertrauen der Obersten Heeresleitung (OHL).

Als die OHL unter Erich Ludendorff die Entlassung des Reichskanzlers Bethmann Hollweg durchgesetzt hatte, kam der tatkräftige Staatskommissar ins Gespräch. So wurde der in politischen Kreisen weitgehend unbekannte Michaelis am 14. Juli 1917 überraschend zum Reichskanzler und preußischen Ministerpräsidenten ernannt.

▲ Georg Michaelis (* 1857 Haynau/Chojnów, Schlesien; † 1936 Bad Saarow) als Reichskanzler im Sommer 1917, Sammlung Pommersches Landesmuseum

▶ Die »Kaiservase« aus dem Besitz von Georg Michaelis ist Teil der landesgeschichtlichen Ausstellung im Pommerschen Landesmuseum, die voraussichtlich 2019 eröffnet wird.

Doch es zeigte sich bald, dass die neuen Aufgaben den unpolitischen Beamten überforderten. Schon am 19. Juli hatte er durch eine Entwertung der Friedensresolution des Reichstags die Mehrheitsparteien gegen sich aufgebracht. Ohne eigenes politisches Konzept, vermied er eine klare Antwort auf die Friedensnote des Papstes, unterstützte keine Wahlrechtsreformen und bezichtigte USPD-Abgeordnete des Anzettelns von Matrosenmeutereien. Bereits am 31. Oktober 1917 trat er von seinen Regierungsämtern zurück.

Zum 1. April 1918 wurde Georg Michaelis zum Oberpräsidenten der Provinz Pommern berufen. Ob er dieses Amt quasi als Versorgungsposten oder doch in Anerkennung seiner Verwaltungstätigkeit erhielt, sei dahingestellt. Eher ist Letzteres anzunehmen, denn Michaelis, wie ihn Rudolf Morsey in der *Neuen Deutschen Biographie* (1994) beschrieb, war ein fähiger Beamter altpreußisch-konservativen Zuschnitts mit einer stark pietistischen Sozialgesinnung. So ist es nicht verwunderlich, dass er gemeinsam mit Landeshauptmann Sarnow aktiv den Aufbau der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) unterstützte. Ganz dem Beamtenkodex verpflichtet, arbeitete er nach der Novemberrevolution mit den Arbeiter- und Soldatenräten zusammen. Das verhinderte jedoch nicht, dass deren radikalere Vertreter bei der Revolutionsregierung seine Absetzung zum 31. März 1919 betrieben.

So blieb sein kurzes Wirken als Oberpräsident ohne bemerkenswerte Resultate, sieht man vom rasanten Aufstieg der DNVP zur stärksten Partei Pommerns ab. Was mit der »Kaiservase« vielversprechend begann, mündete nicht in einen dauerhaften Erfolg auf dem politischen Parkett.

Heiko Wartenberg

Heiko Wartenberg ist Historiker am Pommerschen Landesmuseum in Greifswald (→ S. 56/57).

DEUTSCHE GEGEN DEUTSCHE

Zeitzeugenberichte aus Galizien über den Ersten Weltkrieg

»Galizien – ein Land der Gräber und Kreuze« – mit diesem Zitat Theodor Zöcklers, das ursprünglich auf den polnischen Dichter Zygmunt Krasiński zurückgeht, wird der Landstrich gern charakterisiert. Ab 1772 österreichisches Kronland, beherbergte Galizien viele Völker: allen voran Polen und Ruthenen, aber auch eine deutsche Minderheit. Aufgrund seiner Lage zwischen dem Russischen Kaiserreich und dem Deutschen Reich war es einer der Hauptschauplätze des Ersten Weltkriegs. Durch die Wendungen des Kriegsgeschehens wurden die Dörfer gleich mehrfach zerstört. Der ansässigen Bevölkerung misstrauten beide Kriegsparteien, es kam zu willkürlichen Hinrichtungen vermeintlicher Spione aus der Zivilbevölkerung. Im Archiv der Galiziendeutschen an der Martin-Opitz-Bibliothek sind Zeitzeugenberichte zu finden, in denen diese Situation beschrieben wird.

Einer davon, datiert auf das Jahr 1915, stammt aus der Feder Dr. Theodor Zöcklers, des Mitbegründers des Bundes der christlichen Deutschen in Galizien. Pfarrer Zöckler stand der evangelisch-lutherischen Gemeinde Stanislau (heute Iwano-Frankiwsk) vor und hinterließ der Nachwelt eine Reihe von Berichten aus der Zeit der deutschen Diaspora. Er stammte aus Greifswald und kam zur Judenmissionierung nach Galizien, doch bald machte er das Wohl der Galiziendeutschen zu seiner Lebensaufgabe. Während des Ersten Weltkriegs organisierte er Flüchtlingstrecks und Hilfstransporte. Zöckler berichtet, wie der befreundete Pfarrer Schick während der russischen Besatzung einen desertierten Deutschrussen versteckte. Deutsche kämpften gegen Deutsche, auch Polen und Ruthenen fand man auf beiden Seiten der Bündnispartner. Das nahende reichsdeutsche Militär kündigte sich bereits durch Artilleriedonner an, aber eigentlich bemerkten die Dorfbewohner seine Anwesenheit hauptsächlich dadurch, dass Gefangene durch die Dörfer getrieben wurden.

Der Zeitzeugenbericht von Therese Daum (geb. Matthes), niedergeschrieben 1972, erzählt vom Krieg und vom anschließenden Zurechtfinden in den Grenzen des wiedererrichteten polnischen Staates. Das zu Beginn des Krieges acht Jahre alte Mädchen erlebt die Zerstörung von Brigidau/Laniwka und die Plünderungen durch die russischen Besatzer. Therese erinnert sich an das Weinen ihrer Mutter und berichtet, wie ihr Vater, der im k. u. k. Heer gedient hatte und anschließend in russischer Gefangenschaft war, ihr nach seiner Rückkehr nach Kriegsende erklärte: »Jetzt sind wir keine Deutschen mehr unter Österreich, jetzt sind wir polnische Staatsbürger.« Nur zwei Jahrzehnte später sollte ein neuer Krieg entflammen. Therese Daums Ehemann wurde eingezogen – zum Kampf gegen die anrückenden Deutschen.

Dies sind nur zwei Berichte von vielen, die das Erleben des Krieges aus der Sicht der galizischen Bevölkerung zeigen. Gerade den Bewohnern der Grenzregionen kommt in Kriegszeiten immer wieder die Rolle des Bollwerks gegen die feindliche Invasion zu. Doch ebendiese Menschen sind es auch, die von beiden Kulturen berührt werden und häufig sogar beiden Kulturen verbunden sind.

Florian Paprotny

Florian Paprotny studiert Geschichts- und Medienwissenschaft an der Ruhr-Universität Bochum.

📖 Erich Müller: *Zwei Umbrüche in der Geschichte der Galiziendeutschen im 20. Jahrhundert.* Herne 2016, 16 €

📖 *Mutter: Land – Vater: Staat. Loyalitätskonflikte, politische Neuorientierung und der Erste Weltkrieg im österreichisch-russländischen Grenzraum.* Hg. v. Florian Kührer-Wielach u. Markus Winkler, Regensburg 2017, 29,95 €

▲ Superintendent Theodor Zöckler um 1930, © Archiv der Galiziendeutschen

Galizisches Ackerland, © Archiv der Galiziendeutschen. Ein Großteil der Bevölkerung lebte von der Landwirtschaft. Diese Menschen traf es besonders, dass verfeindete Heere wiederholt die Felder zertraten.

»ICH DENKE IN BEIDEN SPRACHEN«

Erinnerungen an den Denkmalpfleger, Gelehrten und Humanisten Hugo Rokyta

»Damit die Grenzen zwischen Menschen und Völkern ihre Tödlichkeit verlieren.« Dieses Geleitwort stellte Hugo Rokyta (1912–1999) seinem Werk *Die Böhmischen Länder. Handbuch der Denkmäler und Gedenkstätten europäischer Kulturbeziehungen in den Böhmischen Ländern* voran. Damit ist die zeitlos humanistische Einstellung des Gelehrten, inoffiziellen »weltlichen« und »römisch-katholischen« Diplomaten und dennoch so bescheidenen Menschen bereits vollendet ausgedrückt. Das Erscheinen des Handbuchs, das der berühmte Kunsthistoriker Hans Sedlmayr auch als »geistesgeschichtlichen Dehio« bezeichnet hat, wurde 1968 noch vor dem Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in die Tschechoslowakei in die Wege geleitet, doch erst 1970 publizierte der Salzburger Verlag der Erzabtei St. Peter die erste Auflage.

Hugo Rokyta, der in Tschechien, Deutschland und Österreich bis heute unvergessene Prager Denkmalpfleger, Kultur- und Literaturwissenschaftler, Universitätslehrer in Salzburg, Buchautor und hochrangige Reiseführer, wurde am 24. November 1912 während eines Dienstaufenthalts seines Vaters Josef in Kamieńsk – nahe der Grenze der einstigen österreichisch-ungarischen Monarchie, im heutigen Polen, westlich von Tschenstochau/Częstochowa – geboren und auf die Namen Josef Hugo getauft. Er entstammte einer seit 700 Jahren in Mähren und Schlesien ansässigen landständischen Familie, deren Geschlecht der Zemani (vom tschechischen *zeman,* dem Landedelmann) schon den Přemysliden gedient hatte. Die Rokytas – *rokyta* heißt übersetzt »Weidenbaum« – lebten seit Generationen im mährischen Fulnek,

wo eine Linie der Familie einst mit dem bedeutenden Völkerlehrer Johann Amos Comenius *(Jan Amos Komenský)* verwandtschaftlich verbunden war. Hugo Rokytas Elternhaus stand jedoch in Langendorf/Dlouhá Loučka, zwanzig Kilometer nördlich von Olmütz/Olomouc.

Sein Vater war Innenarchitekt, der unter anderem für die in Mähren ansässige und weltberühmte Firma Thonet tätig war. Rokyta verbrachte seine Kindheit und Jugend im doppelsprachigen Brünn/Brno, der einstigen Landeshauptstadt des österreichischen Kronlands Mähren, die er als seine

▲ Hugo Rokyta 1960 vor dem Geburtshaus Adalbert Stifters in Oberplan/Horní Planá, © Tschechisches Nationales Denkmalinstitut *(Národní památkový ústav),* Generaldirektion

◀ Hugo Rokyta (l.) am Grab von Max Dvořák (1874–1921), dem Begründer der Wiener Schule der Kunstgeschichte, in Grusbach/Hrušovany mit Repräsentanten der staatlichen Denkmalpflege Österreichs und Professor Franz Fuhrmann, um 1989, Foto: privat

eigentliche Heimatstadt ansah. Später sagte er: »Ich übersetze für mich weder von der einen noch in die andere Sprache, ich denke in beiden Sprachen. Und ich verstehe auch Jiddisch und Wasserpollakisch [sic!]« – mit dem Hinweis, dass er sich mit Papst Wojtyła, den er seit dessen Zeit als Erzbischof in Krakau/Kraków kannte, auch in letzterer Sprache unterhalten konnte. Wasserpolakisch ist eine Mischsprache aus polnischen, deutschen und tschechischen Elementen, die im Osten Mährens verstanden wird.

Seine Universitätsstudien absolvierte Hugo Rokyta von 1931 bis 1938 in Prag: an der tschechischen Karls-Universität Geschichte, Kunstgeschichte und Slawische Philologie, an der Deutschen Universität Germanistik und Volkskunde sowie an der Hochschule für Politik und Diplomatie Kuriale Geschichte und Politikwissenschaften. Eine diplomatische Karriere schien vorgezeichnet. Doch sein Engagement gegen das NS-Regime 1938 und 1939 zog eine KZ-Inhaftierung zuerst in Dachau und dann bis 1944 in Buchenwald nach sich. Auch seine Gattin war bis 1944 inhaftiert. 1952 wurde er mit der Dissertation *Die Katharinenlegende im Volksglauben* promoviert, obwohl bereits 1948 nach dem kommunistischen Putsch mit der daraus folgenden Schließung der Hochschule Studium Catholicum seine dortige Lehrtätigkeit abrupt geendet hatte.

Für ihn und viele andere im Land begann 1948 die Zeit der kommunistischen Einengung, persönlichen Bespitzelung und Herabsetzung, die in verschiedenen Wellen, die Zeit des »Prager Frühlings« 1968 ausgenommen, eigentlich bis 1989 andauerte. Zuerst im Kunstverlag Orbis tätig, konnte Rokyta dennoch zwischen 1955 und 1981 am Prager Denkmalamt in wichtigen Belangen der Altstadterhaltung und Denkmalpflege sowie der kulturellen Erinnerungskultur in dem geistesgeschichtlich so reichen Herzland Europas segensreich wirken – trotz der alltäglichen Einflussnahme und Kontrolle durch das Regime und der heute unglaublichen Vernichtung von Dörfern, Stadtteilen, Friedhöfen, Kirchen, Kapellen und Schlössern bei gleichzeitiger touristisch-neutraler Vermarktung einiger »gepflegter«, aber enteigneter Kulturstätten. Die gegenseitige Aufrechnung von politischer Kollektivschuld hat er stets als Fehler betrachtet und erkannte hinter den bedrohten Monumenten der Kultur eine einst blühende menschliche Regsamkeit zum Wohl des ganzen Landes.

Nur seine unerschütterliche, durch seinen christlichen Glauben gestärkte Hoffnung auf bessere Zeiten und die Gewissheit, dass dieser Raubbau durch den Kommunismus ein Ende haben würde, gaben ihm Kraft – und mit seinem unerschütterlichen Vorbild machte er anderen Mut, wie dem Autor dieses Beitrags, der Rokyta vor vierzig Jahren als Student in Salzburg kennenlernte. Trotz seiner nach außen kaum spürbaren verständlichen Trauer angesichts der durchlebten Barbarei konnte Rokyta Jung und Alt mit seinem eigentlich nie versiegenden Humor und Optimismus begeistern.

Es war dem durchaus prophetischen Hugo Rokyta eine Genugtuung, als nach 1989 wieder Zeiten des Aufbaus und menschlich geordneten Miteinanders im europäischen Geist begannen. Durch die Verleihung der Ehrenbürgerschaft des kleinen Ortes Oberplan/Horní Planá in Südböhmen an ihn im Jahre 1995 erfuhr das »sanfte Gesetz« des von dort stammenden Dichters Adalbert Stifter – Rokyta konnte wie durch ein Wunder bereits im Jahr 1960 die Gedenkstätte im Geburtshaus Stifters einrichten – seine neuerliche Bestätigung.

Erhard Koppensteiner

Erhard Koppensteiner (l.) mit Hugo Rokyta, Salzburg 1996,
© Erhard Koppensteiner

Dr. Erhard Koppensteiner wurde 1952 in Linz (Oberösterreich) als Nachkomme von Familien aus Böhmen, Mähren und Schlesien geboren. Er studierte Kunstgeschichte, Klassische Archäologie und Philosophie an der Paris Lodron Universität Salzburg und war in der Wissenschaftsabteilung der Internationalen Stiftung Mozarteum Salzburg sowie am Salzburg Museum tätig. Als ehemaliger Student Hugo Rokytas wurde er dessen Bio- und Bibliograf. Seit 2018 im Ruhestand, publiziert er weiter zu kulturellen Themen.

DER GROSSE SPRUNG

Dobrudschadeutsche in der Neuen Welt: Migration als Schicksal und Lebensentwurf

Die dobrudschadeutschen Siedlungen entstanden aus einer Sekundärbewegung im Gefüge der deutschen Ostsiedlung: Schwarzmeerdeutsche aus dem Gouvernement Cherson und Bessarabiendeutsche entschlossen sich aufgrund der Prekarisierung ihrer Existenz zur Wanderung ins Osmanische Reich und gründeten ab der Mitte des 19. Jahrhunderts in insgesamt drei Wellen Siedlungen am Westufer des Schwarzen Meers, in der Dobrudscha. Da für viele aber auch hier ein sorgenfreieres Leben nicht möglich war, kam es bald wieder zu Abwanderungsbewegungen.

Die Auswanderung in die beiden Amerikas begleitete die Dobrudschadeutschen während ihrer gesamten knapp hundert Jahre währenden Geschichte und war stets eng verbunden mit den Auswanderungsbewegungen der Bessarabien- und Schwarzmeerdeutschen. Paul Traeger, der während der deutschen Besatzungszeit im Ersten Weltkrieg die gründlichste ethnografische Aufnahme der Dobrudschadeutschen durchgeführt hat, gibt als Ursachen für die Abwanderung den Kinderreichtum und wirtschaftliche Missstände, vor allem aber die Rechtsunsicherheit an, die infolge der Machtübernahme in der Dobrudscha durch das junge rumänische Königtum entstanden war. Daneben nennt er auch konfessionelle Gründe, etwa für die Baptistengemeinden und die größtenteils nach Manitoba ziehenden Mennoniten, die sich nicht selten Repressionen ihrer evangelischen Glaubensbrüder ausgesetzt sahen. Eine erste Auswanderung nach Dakota ist für das Jahr 1882 aus der Siedlung Kataloi bezeugt. In den folgenden Jahren wurden die Dobrudschadeutschen von einer regelrechten Auswanderungswelle erfasst; manche Siedlungen gaben sie fast geschlossen auf. Nur wenige von ihnen wandten sich dabei zurück nach Deutschland – genauer: in die pommersche Heimat –, in den bulgarischen Teil der Dobrudscha oder zurück nach Russland, ihre unmittelbare Herkunftsstätte. Den Großteil zog es nach Übersee: nach Nord- und Süddakota, nach Kanada (Manitoba und Saskatchewan) und die Katholiken auch nach Argentinien.

Vorwiegend politische Gründe hatten auch die Wanderungsbewegungen im Gefolge des Ersten Weltkrieges: Staatliche Willkür der rumänischen Siegermacht gegenüber

Eine Behausung russlanddeutscher Präriesiedler in Kanada. Anstatt der hier sichtbaren Bauweise in Holz wurde oft die aus der Schwarzmeerregion importierte Bauweise in luftgetrockneten Lehmziegeln angewandt. Bild: Otto Boelitz: *Das Grenz- und Auslanddeutschtum,* München/Berlin 1926, Bildseite 21

Das Haus der Deutschen Gesellschaft von Pennsylvania in Philadelphia steht exemplarisch für die Organisiertheit und den Wohlstand deutscher Siedler in den urbanen Zentren der Vereinigten Staaten um die vorletzte Jahrhundertwende. Bild: Otto Boelitz: a. a. O., Bildseite 20

ihrer deutschen Minderheit in der Dobrudscha, aber auch das zunehmende Auseinanderklaffen der sozialen Schere erklären, dass die Abwanderung unter den Dobrudschadeutschen nie gänzlich zum Stillstand kam.

Es ist bezeichnend, dass für eine große Zahl der Wanderungswilligen die Rückkehr in die kulturell-ethnische Heimat nicht in Frage kam und dem Sprung ins Ungewisse des amerikanischen Kontinents der Vorzug gegeben wurde. Neben der üblichen, landwirtschaftlich motivierten Familienmigration gab es in ansteigendem Maße im 20. Jahrhundert auch die individuelle Arbeitsmigration, die nicht selten in der prototypischen amerikanischen *success story* mündete: Ein Beispiel hierfür ist der 1929 aus Karamurat nach Vancouver ausgewanderte Harry Miller, der zahlreiche solcher Tellerwäscher-Geschichten ausgewanderter Dobrudschadeutscher kannte und unter anderem auch von »Frauen mit zwei Autos« berichtete.

Eher urbane Ziele hatte auch die letzte Auswanderungswelle: Ein gutes Zehntel der 1940 durch die Zwangsumsiedlung in Folge des Ribbentrop-Molotow-Pakts »heim ins Reich« geholten Dobrudschadeutschen ging nach dem Zweiten Weltkrieg nach Übersee. Die gerade bei ihnen sprichwörtlich gewordene und nie versiegte Sehnsucht nach der Heimat blieb für viele unerfüllt. Oder sie entschieden sich für die radikale Umerfindung des Begriffs Heimat und wurden zu hybriden Existenzen, die nun mit Faszination beobachten, wie ihre vollständig amerikanisierten Enkel und Urenkel nach einem verwerfungsvollen 20. Jahrhundert ihre eigene Herkunft neu entdecken. Die seit Ende des 19. Jahrhunderts ohne große Barrieren mögliche kommunikative Rückbindung an kulturelle und sprachliche Heimatformationen erleichterte die Assimilation in die Gastnation bei gleichzeitigem Erhalt einer eigenen kulturellen Rumpfidentität. Die Heimatortsgemeinschaften (HOGs) sind nur ein Ausdruck dieser sowohl bewahrenden als auch – bei den Kinder- und Enkelgenerationen – wiederentdeckenden Rückbesinnung.

Aus der Perspektive des Raums und der Wanderungsziele wird deutlich, dass sich die Dobrudschadeutschen, die sich für den großen Sprung über den Atlantik entschieden, durchaus nicht nur als zu kultureller Selbstaufgabe bereite, lediglich an der Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Situation interessierte Migranten zeigten. Identitätskonstrukte, die sich an der sprachlichen und kulturellen Herkunft orientierten, bewirkten eine Konzentration an bestimmten Siedlungsorten; oft genug kam es auch vor, dass größere, aus mehreren Familien bestehende Verbände auswanderten. Hinzu kamen bestehende Netzwerkstrukturen, die bereits bei der Ansiedlung in der Dobrudscha offenbar geworden waren. Die Wirksamkeit moderner Kommunikationsformen, das Postwesen, die blühende Briefkultur, das Zeitungs- und Nachrichtenwesen, auch die alsbaldige preiswerte Verfügbarkeit der Fotografie trugen zur Vernetztheit mit den in die Ferne Verschwundenen bei. Zahlreiche erhaltene Briefe und Fotografien aus Übersee bezeugen, wie intensiv die Kontakte der Fortgegangenen zu den Daheimgebliebenen waren. Diese kommunikativen Voraussetzungen – in Verbindung mit hervorragend organisierten Anwerbestrukturen der Gastnationen – bewirkten mit, dass so viele Dobrudschadeutsche sich für das Leben in der Neuen Welt entschieden.

Der Weg nach Übersee führte viele Auswanderer aus Osteuropa über die Häfen von Hamburg und Bremen. Dampfschiffe etwa der HAPAG-Reederei konnten große Mengen an Menschen befördern und machten die Passage auch für weniger Begüterte erschwinglich.

Thomas Schares

Dr. Thomas Schares ist nach Jahren als Hochschuldozent im In- und Ausland nun im Bereich der beruflichen und sprachlichen Fortbildung für Geflüchtete in Kulmbach tätig, lebt in Bayreuth und publiziert zu Themen mit Rumänienbezug und zu deutschsprachigen Minderheiten in Südosteuropa.

📖 *Nach Übersee. Deutschsprachige Auswanderer aus dem östlichen Europa um 1900.* Hg. vom Deutschen Kulturforum östliches Europa, Potsdam 2015, ISBN 978-3-936168-70-9, 5 €

EIN UNBEQUEMER STAATSDIENER

Der in Schlesien geborene Hans von Held war berüchtigt für seine radikale Publizistik

Im 18. Jahrhundert war die Forderung nach umfassender, nicht vom Staat unterdrückter Öffentlichkeit ein zentrales Anliegen der Aufklärung. Ein Publizist, der sich bewusst in diese Tradition stellte, war Hans von Held (1764–1842). Heute ist der preußische Beamte, der mit dem gedruckten Wort gegen Amtsmissbrauch und Günstlingswirtschaft kämpfte, nahezu vergessen.

Geboren wurde Held in Auras/Uraz an der Oder, einem Ort nahe der schlesischen Provinzhauptstadt Breslau/Wrocław. Sein Leben fiel in eine Zeit der großen Umbrüche, zu denen die Französische Revolution (1789–1799), die Niederlage Preußens gegen Napoleon (1806) und der Wiener Kongress (1814–1815) zählten. Einen besonderen Einfluss auf Helds Schicksal hatten jedoch die Ereignisse im Osten Europas: 1793 annektierten Russland und Preußen große Teile Polens. In Preußen entstand aus den ehemals polnischen Gebieten die Provinz Südpreußen.

Wie viele andere Beamte wurde Held, der seine Laufbahn 1788 im schlesischen Glogau/Głogów begonnen hatte, nach Südpreußen versetzt. Er arbeitete in der Zolldirektion der Stadt Posen/Poznań, die Hauptstadt der Provinz wurde. In seiner neuen Heimat machte der Beamte Erfahrungen, die ihn zu seinen Enthüllungsschriften veranlassen sollten. Die Einverleibung der polnischen Gebiete in den preußischen Staat brachte nämlich zahlreiche Probleme mit sich. Konfliktpotenzial barg vor allem der Umgang mit den eingezogenen polnischen Gütern. Einige davon wurden an hohe Beamte und Offiziere verschenkt oder günstig verkauft. Held verurteilte dieses Vorgehen als Vetternwirtschaft, die das Gemeinwohl der Bevölkerung Südpreußens schädigt. Besonders Karl Georg von Hoym, der Provinzialminister Schlesiens und Südpreußens, war ihm ein Dorn im Auge.

Mit seinen Vorwürfen war Held nicht allein. Auch bei anderen Intellektuellen rührte sich Widerstand gegen Hoyms Verwaltung. Als einige seiner Freunde verhaftet wurden, begann Helds publizistischer Kampf. 1797 veröffentlichte er ein Gedicht, das kritische Anspielungen auf Hoym enthielt und dazu führte, dass Held nach Brandenburg an der Havel strafversetzt wurde. Der Beamte ließ sich dadurch nicht einschüchtern: 1801 folgte eine anonym veröffentlichte Aktensammlung, die als »Schwarzes Buch« bekannt wurde. Für dieses Werk hatte Held Akten aus einem Prozess in Südpreußen in seinen Besitz gebracht, die zeigen sollten, dass Hoym und andere hohe Beamte ihre Macht missbraucht hatten. Mit der Publikation wolle er deren »Schandthaten« vor den »Richterstuhl der Zeitgenossen und der öffentlichen Meynung« bringen, wie er im Vorwort seines Werkes schrieb.

Held hatte viele Unterstützer. In der Annahme, dass König Friedrich Wilhelm III. infolge der Veröffentlichung gegen seine höchsten Minister vorgehen würde, hatte er sich jedoch getäuscht. Stattdessen wurde Held wegen Verletzung der Ehrfurcht gegen den Landesherrn und Beleidigung namhafter Minister zu eineinhalb Jahren Festungshaft im hinterpommerschen Kolberg/Kołobrzeg verurteilt. Dass seine Anklagen nicht ernst genommen wurden, enttäuschte Held maßlos. Zwar erhielt er 1810 eine Wiederanstellung im Staatsdienst, die Verbitterung über seinen Fall führte aber dazu, dass er die politische Bühne für den Rest seines Lebens nicht wieder betreten sollte. 1842 wählte der hoch verschuldete Beamte den Freitod – wenige Jahre bevor sich andere Zeitgenossen in der 1848er Revolution für politische Mitsprache und Freiheit erhoben.

Anna Joisten

Der Kupferstich zeugt vom großen Interesse an Hans von Held, nachdem der Staatsdiener sein Skandalwerk publiziert hatte, das als »Schwarzes Buch« bekannt wurde. Friedrich Wilhelm Bollinger, ein Professor an der Königlich Preußischen Akademie der Künste, fertigte das Porträt im Oktober 1801 an – kurz danach musste Held seine Festungshaft antreten. © Privatarchiv, Anna Joisten

Anna Joisten arbeitet an der Universität Stuttgart an einer Dissertation zu Hans von Held und ist Autorin der Ausstellung *Wortgewalten. Hans von Held. Ein aufgeklärter Staatsdiener zwischen Preußen und Polen* sowie – mit Prof. Dr. Joachim Bahlcke – Herausgeberin des Begleitbands, der im Verlag des Deutschen Kulturforums östliches Europa erschienen ist.

ZWISCHEN ALLEN STÜHLEN

Fritz Schalek aus Leitmeritz/Litoměřice und die Verwerfungen des 20. Jahrhunderts

Deutsch war für Fritz Schalek die Muttersprache, Tschechisch sprach er fließend, freilich mit Akzent. Auf dem Klingelschild seiner Prager Wohnung stand als Vorname Bedřich. »Wie hätte ich denn«, fragte er sich, »gerade den Namen Fritz, der ja für die Deutschen stellvertretend stand, belassen sollen?« Der 2006 verstorbene ehemalige Chefredakteur der *Prager Volkszeitung* saß in vielerlei Hinsicht zwischen den Stühlen.

Im Jahr 1913, kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges, kommt Fritz Schalek in Leitmeritz/Litoměřice als Sohn einer Christin und eines Juden zur Welt. 1918 stirbt seine Mutter. Der Vater arbeitet als Richter am Kreisgericht in Leitmeritz und leitet 1929/30 den aufsehenerregenden Betrugsprozess gegen den »Hellseher« Hanussen.

Sein Sohn Fritz bricht mit der bürgerlichen Welt des Vaters, wird Mitglied der Wandervogel-Bewegung, arbeitet in einer Fabrik und schließt sich dem Kommunistischen Jugendverband an. Er ist einer derer, die Anfang der 1930er Jahre gegen den aggressiven Nationalismus der Sudetendeutschen ankämpfen, verteilt Broschüren, in denen die Sudetendeutsche Heimatfront als »Sudetendeutsche Hitlerfiliale« verballhornt wird. Wegen solcher Aktivitäten muss er nach dem Münchener Abkommen, als deutsche Truppen in Nordböhmen einmarschieren, mit einer Verhaftung rechnen. Er emigriert nach England. Im Exil wird er Soldat und landet mit den Alliierten in der Normandie.

In England lernt er seine Frau, eine ungarische Jüdin, kennen; ihr erster Sohn wird dort geboren. Nach dem Ende des Krieges gehen die drei in die Tschechoslowakei. Zurück in Leitmeritz, erlebt Schalek die Vertreibung der Deutschen. Anders als seine Schwester darf er wegen seiner politischen Tätigkeit bleiben und bekommt eine Stelle im tschechoslowakischen Innenministerium. Ab 1951 kann er als Redakteur bei der neugegründeten deutschsprachigen Zeitung *Aufbau und Frieden* arbeiten. Er steigt zum Chefredakteur des Blattes auf, das später *Prager Volkszeitung* heißt.

Die in der Tschechoslowakei verbliebenen Deutschen erhalten 1968, während des Prager Frühlings, endlich die nach 1945 verweigerte offizielle Anerkennung als nationale Minderheit. Im Jahr nach der Niederschlagung der Reformbewegung gründet sich – maßgeblich von Schalek vorangetrieben – der Kulturverband der Bürger deutscher Nationalität in der ČSSR. Doch auf den Prager Frühling folgt ein Winter: 1970 wird Schalek als Chefredakteur entlassen, aus dem Vorstand des Kulturverbands und aus der Kommunistischen Partei ausgeschlossen. Er schlägt sich fortan als freiberuflicher Dolmetscher durch. Politisch ist er kaltgestellt. Doch im hohen Alter wird er nochmals aktiv: Nach der Samtenen Revolution 1989 gründet er einen neuen Minderheitenverband mit, aus dem die heutige Landesversammlung der Deutschen in Böhmen, Mähren und Schlesien hervorgeht.

Ralf Pasch

Fritz Schalek im März 1933 auf dem Weg von Leitmeritz nach Berlin, zur Familie seiner Cousine Lisa Fittko. Sein Vater hatte ihn nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten gebeten, Lisas jüdische Eltern zur Flucht in die Tschechoslowakei aufzufordern. Sie folgten dem Rat. Über die Tschechoslowakei und Frankreich gelangten sie in die USA, wo sie bis zu ihrem Tod lebten. Quelle: Nachlass Fritz Schalek, Collegium Bohemicum Aussig/Ústí nad Labem

Fritz Schalek (1913–2006) ist einer von fünf Protagonisten der Wanderausstellung *Die Schaleks – eine mitteleuropäische Familie. Fünf Biografien erzählen hundert Jahre Geschichte,* die das Deutsche Kulturforum östliches Europa in Potsdam gemeinsam mit dem Collegium Bohemicum in Aussig/Ústí nad Labem und dem Kulturreferenten des Adalbert Stifter Vereins, München, realisiert. Ein Kurzfilm über die Familie Schalek kann auf dem YouTube-Kanal des Kulturforums abgerufen werden.

Ralf Pasch ist Journalist, Buchautor und Autor der Wanderausstellung.

STRUDLA IN STECHOW

Im brandenburgischen Stechow ließen sich 1945 rund zwanzig Familien nieder, die aus Bessarabien kamen und aus dem ehemaligen »Reichsgau Wartheland« geflüchtet waren. Wie viele Stechower(innen) mit bessarabischen Wurzeln pflegt **Angelika Trömmner** (geb. Schaupp) die kulinarischen Traditionen aus der Heimat ihrer Eltern. BLICKWECHSEL-Redakteurin Vera Schneider war zu einem Festessen eingeladen.

BW Angelika, was essen wir heute?

Dillborscht und Strudla mit Gulasch. Strudla war unser Sonntagsessen – von den Zutaten her einfach, aber sehr zeitaufwendig. Es war ein Highlight, wenn unsere Mutter am Sonntagmorgen schon damit anfing. Wir waren sechs Kinder und haben es immer genossen, dann bei ihr in der Küche zu sein. Auch die Nachbarn kamen oft vorbei und hielten ihr Schwätzchen. Und früher wurde viel beim Kochen gesungen. Der Zusammenhalt war sehr stark, auch aufgrund der gemeinsam durchlebten Schicksalsschläge.

BW Wo genau kommt das Gericht her?

Ich denke, es wurde in ganz Bessarabien gekocht. Meine Eltern kommen beide von dort – mein Vater aus Alexandrowka [heute *Burlacu* in Moldawien], meine Mutter aus Neu-Elft [heute *Novoseliwka* in der Ukraine]. Wir waren mit dem Bessarabiendeutschen Verein schon an beiden Orten, wurden reich bewirtet und haben das dort gegessen.

BW Was trank man dazu?

Milch, Rotwein aus selbst angebauten und selbst verwerteten Trauben – auch Kinder bekamen ein Glas, verdünnt mit Wasser – und selbst gebrannten Nuss-Schnaps. Mein Vater, der bald neunzig wird, hat diesen Schnaps hier selbst gebrannt, allerdings aus Quitten.

BW »Strudla« klingt nach österreichischem Strudel, der auch in Süddeutschland beliebt ist. Gibt es da Bezüge?

Auf jeden Fall. Unsere Vorfahren sind ja im 18. Jahrhundert ausgewandert. Katharina die Große hatte sie eingeladen – sie versprach fruchtbares Land, Wehrdienstfreiheit, Steuerfreiheit. Unsere Ururgroßeltern sind dem Ruf gefolgt und brachten ihre Gerichte aus dem Schwabenland mit.

BW In Bessarabien ist es wärmer als in Schwaben, außerdem haben die Nachbarn anders gekocht. Hat das die Küche beeinflusst?

An Festtagen kam weniger Schwein als in Deutschland auf den Tisch, dafür mehr Lamm – oft mit »Pfeffer-Soß« aus Paprika, Tomate und Zwiebel. Paprika wächst dort sehr gut, man aß ihn auch gern gefüllt. Als Nachspeise gab es oft Melone, mit der man auch bei der Feldarbeit seinen Durst löschen konnte. Ein russischer Einfluss ist der Borscht, wir kochen ihn in einer hellen Variante – mit Reis, Kartoffeln und viel Dill. Eines hat sich aber nicht verändert: Das beliebteste Gemüse war und ist Kohl – in allen Varianten.

✎ Kochen Sie gern nach überlieferten regionalen Rezepten? Schreiben Sie an blickwechsel@kulturforum.info!

LEBEN IN ZWEI WELTEN

Deutsche Minderheiten HEUTE

Die Vielfalt, die Geschichte und die Rolle der deutschen Minderheiten im Ausland steht nur selten im Blickpunkt der Öffentlichkeit und ist daher wenigen Menschen bewusst. Um das zu ändern, hat die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten (AGDM) eine umfassende Ausstellung über deutsche Minderheiten in Mittel- und Osteuropa, dem Baltikum, Dänemark sowie in den Nachfolgestaaten der ehemaligen Sowjetunion erstellt. *IN ZWEI WELTEN – 25 deutsche Geschichten. Deutsche Minderheiten stellen sich vor* wurde im September 2017 in Berlin eröffnet und befindet sich bis 2020 auf Wanderschaft durch Europa.

Die vom Bundesministerium des Innern geförderte Ausstellung präsentiert zum ersten Mal die deutschen Bevölkerungsgruppen im Ausland in ihrer Gesamtheit. Die Profile der einzelnen Minderheiten werden jeweils mit Informationen zur Siedlungsgeschichte eingeleitet. Über aktuelle Projekte erhalten die Besucher einen Einblick in die Tätigkeiten der Minderheitenverbände. Sprachpflege, Bildungs- und Schulwesen sowie Kulturarbeit spiegeln das gegenwärtige vitale Verbandsleben wider. Dabei werden die politischen und soziokulturellen Wechselbeziehungen zwischen den deutschen Minderheiten und den Mehrheitsgesellschaften deutlich.

Ausstellungseröffnung in der Botschaft von Ungarn, Berlin, © AGDM

»Was bedeutet deutsche Identität als Minderheit?« – dieser Frage geht die Ausstellung neben der Darstellung der Länderprofile in sieben themenübergreifenden Blöcken nach. Die Facetten und die Neuerfindung deutscher Identität(en) werden anhand der Themenfelder Sprache, gelebte Tradition, Religion, Erinnerung an Vertreibung und Deportation, Jugend- und Medienarbeit sowie Kunst erfahrbar.

Linn Löffler

Linn Löffler war als Projektmanagerin bei der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten in der Föderalistischen Union Europäischer Nationalitäten (FUEN) an der Vorbereitung der Ausstellung beteiligt.

agdm.fuen.org/wanderausstellung

LANGHANS IN BERLIN

Historische Friedhöfe sind naturgemäß geschichtsträchtige Plätze. Dass sie auch Orte der Dokumentation und Begegnung sein können, zeigt seit September 2017 die Langhans-Gedenkstätte auf einem Friedhof in Berlin-Kreuzberg. Die Umnutzung eines ehemals abbruchreifen Mausoleums ist ein Projekt der Carl Gotthard Langhans-Gesellschaft Berlin, die hier Ausstellungen, Führungen, Vorträge und Lesungen veranstaltet.

Das bekannteste Bauwerk des schlesisch-preußischen Architekten Carl Gotthard Langhans (1732–1808) ist das Brandenburger Tor zu Berlin. Er gilt als einer der innovativsten Architekten und Baumeister Preußens, dessen Entwürfe zu den frühesten Werken des Klassizismus in Deutschland gehören. Richtungweisend waren auch seine Theaterarchitektur, Zweckbauten wie die Tierarzneischule auf dem Gelände der Charité oder seine Gartenarchitektur in Berlin und Potsdam.

Sein Grab wurde 1957 mit der Überbauung des Großen Friedhofes in Breslau/Wrocław zerstört. Die Grabstätte seines Sohnes Carl Ferdinand (1781–1869), eines bedeutenden Theaterarchitekten, befindet sich in Berlin auf den Friedhöfen vor dem Halleschen Tor. Hier erinnert nun die Gedenkstätte im Mausoleum Massute an Leben und Werk von Vater und Sohn Langhans. Zugleich dokumentiert eine Ausstellung von HAUS SCHLESIEN die beeindruckende Vielseitigkeit von C. G. Langhans, die sich in seinen Kirchenbauten in Waldenburg/Wałbrzych, Reichenbach/Dzierżoniów und Rawitsch/Rawicz ebenso zeigt wie in seinen Palais und Festsälen, etwa in Breslau, Trachenberg/Żmigród, Dyhernfurth/Brzeg Dolny, Romberg/Samotwór und im Berliner Schloss Bellevue.

◥ Das behutsam restaurierte Mausoleum mit dem noch provisorischen Eingangsportal, © Deutsches Kulturforum östliches Europa

Nicola Remig

Nicola Remig ist Leiterin des Dokumentations- und Informationszentrums von HAUS SCHLESIEN in Königswinter-Heisterbacherrott (→ S. 56/57).

Öffnungszeiten und Veranstaltungen:
www.langhans-gesellschaft.org/mausoleum

Friedhöfe vor dem Halleschen Tor, Friedhof III der Jerusalem- und Neuen Kirche, Mehringdamm 21, 10961 Berlin (U-Bahnhof Mehringdamm)

»A SCHÖNE LEICH«

Das Ende der Habsburgermonarchie im Spiegel altösterreichischer Literatur

»Am Frieden krank« ist heute noch auf manchem Gedenkstein von 1919 für die Gefallenen des Ersten Weltkriegs zu lesen. Diese Zeitstimmung bezog sich nicht nur auf den verlorenen Krieg, sondern auch auf die grundlegenden Umbrüche, die dieser nach sich zog. Besonders umwälzend traf es die Donaumonarchie. Das Vielvölkerreich zerfiel in Nationalstaaten, in Wien wurde die Republik ausgerufen, das Frauenwahlrecht proklamiert, die Adelsprädikate wurden abgeschafft, die Regimenter aufgelöst, durch die territoriale Schrumpfung Österreichs und auch Ungarns geriet Wien zum Wasserkopf und der Bundesadler von Österreich zerreißt seit 1918 auf dem Wappen seine Ketten.

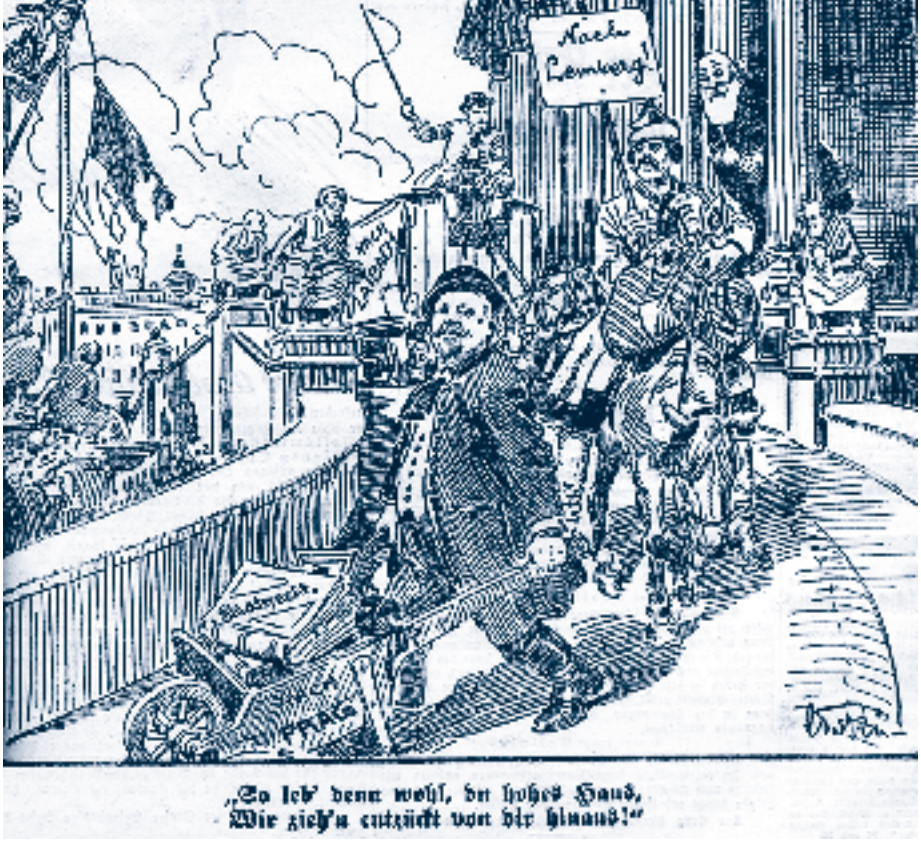
»Die kalte Sonne der Habsburger erlosch, aber es war eine Sonne gewesen.«
Joseph Roth

Die literarischen Verarbeitungen dieses historischen Bruchs sind vielfältig. Drei besonders charakteristische Stimmen – Karl Kraus (* 1874 Gitschin/Jičín; † 1936 Wien), Joseph Roth (* 1894 Brody; † 1939 Paris) und Alexander Lernet-Holenia (* 1897 Wien; † 1976 ebenda) – gestalteten den Untergang der Donaumonarchie bissig, utopisch oder traumgeleitet-romantisch.

In seinen wenige Tage nach Kriegsende, am 20. November 1918, verfassten Artikeln *Weltgericht* und *Sintflut* beschreibt **Karl Kraus** mit messerscharfem Verstand den »Tag, wo die Embleme und Ornamente der überstandenen Glorie uns zu übernächtigem Grauen anstarren werden wie Faschingsmasken und fahle Schminkgesichter bei Sonnenlicht«. Mit seiner unbestechlichen Beobachtungsgabe spricht er vom Zusammenbruch der »staatlichen Rumpelkammern und Kriegskartenhäuser«, wettert gegen die Ungerechtigkeit des Krieges, der von Generälen auf den Rücken einfacher Soldaten ausgetragen wurde, und spricht sich für einen »Czechenführer« aus, der zusammen mit seinen Landsleuten einen Krieg ablehnt, »der als eine Aktion der germanischen gegen die slawische Rasse ausgebrüllt wurde«. Zwar benennt Kraus in der unmittelbaren Nachkriegszeit auch Schwächen des Umbruchs, wenn ihm der Tonwechsel zwischen dem kaum verklungenen Kriegsgebrüll und einer Revolution, die »nur mehr Habsbürger gelten« lässt, zu schnell geht, wenn er diejenigen, »die heute auf Doppeladler Jagd machen«, mit jenen identisch erklärt, »die einst das Abreißen fremdsprachiger Firmentafeln betrieben haben«, wenn ihm die überall erschallenden nationalen Rufe zu »schrill« sind. Aber dennoch beugt er sich »ehrfürchtig vor dem Wunder dieser Erweckung« weg von der »schlotterichte[n] Majestät einer gefallenen Kriegsgewalt, […] die im Zusammenwirken von Glorie und Schurkerei gelebt« hat.

Auch Gedichte verfasste er anlässlich des von ihm »seit zwanzig Jahren« bereits erwarteten Untergangs der Monarchie, deren milde Verbannung »in das Schattenreich« ihn persönlich befreite. Ein Frage-Gedicht über Kaiser Franz Joseph thematisiert dessen rätselhafte, nicht greifbare, sich in Widersprüchen auflösende Erscheinung: »Nie prägte mächtiger in ihre Zeit / jemals ihr Bild die Unpersönlichkeit.«

Im österreichischen Sprachgebrauch meint »A schöne Leich« ein besonders prunkvolles Begräbnis mit ausladendem Trauerpomp und im Anschluss opulenter Bewirtung. Foto: Kapuzinergruft in Wien, Sarkophag Kaiser Karls VI., © Welleschik/Wikimedia Commons



Auszug der Nationalitäten aus dem Reichsrat im Herbst 1918, Karikatur aus der *Illustrierten Kronen-Zeitung* vom 15. Oktober 1918, Sammlung Wienbibliothek im Rathaus

Joseph Roth und Alexander Lernet-Holenia hinterließen Romane, die sich mit dem Zerfall der Donaumonarchie aus zeitlicher Distanz befassen. Aus der schwelgenden Beschwörung dieses untergegangenen Kolosses werden Funken geschlagen, poetische Funken, in denen eine übernationale, größer denkende, utopische und traumhaft-überreale Welt aufblitzt. Für den Zusammenbruch des Deutschen Reichs hat es dergleichen nach 1918 in der Literatur nicht gegeben.

Joseph Roths berühmtester Roman *Radetzkymarsch* (1932) endet 1916 mit dem Tod des Kaisers Franz Joseph. Dieser Einschnitt markiert hier bereits den Untergang des k. u. k. Reichs. Die Monarchie erscheint nicht in schwerer und pomphafter, sondern leicht-schwebender Weise wie eine rückwärtsgewandte romantische Utopie des übernationalen Vielvölkerstaates. Schon 1916, als Roth selbst Soldat war, war er von der »Zeremonie, mit der die Majestät (und das war Österreich-Ungarn) zu Grabe getragen wurde«, ergriffen worden: »Die kalte Sonne der Habsburger erlosch, aber es war eine Sonne gewesen.« Etliche Romane Roths spielen auch nach 1918, so *Die Flucht ohne Ende,* wo es von einem orientierungslosen Kriegsheimkehrer heißt: »So überflüssig wie er war niemand in der Welt.« Auch im Roman *Die Kapuzinergruft* ist die Nachkriegswelt nur von Ödnis und Nüchternheit, von Schein und Künstlichkeit geprägt, von Resignation, Auflösung und Todesahnung, wenn die einzige Perspektive, die der Roman schließlich eröffnet, in die Begräbnisstätte der Habsburger mündet. Die utopische Zeit vor dem Ersten Weltkrieg ist Roths Hauptbezugspunkt, so auch in seinem Stefan Zweig gewidmeten Essay über den Kaiser: »Er liegt begraben in der Kapuzinergruft und unter den Ruinen seiner Krone, und ich irre lebendig unter ihnen herum.«

Lajos Tihanyi: Porträt Karl Kraus 1925, aus Hubertus Gaßner: *Wechselwirkungen : Ungarische Avantgarde in der Weimarer Republik,* Marburg 1986, S. 86

Umschlag der 1959 erschienenen Jubiläumsausgabe von Alexander Lernet-Holenias *Die Standarte* © Paul Zsolnay Verlag

Die Romane von **Alexander Lernet-Holenia** sind in einem kunstvollen Zwischenreich zwischen Realität und Traum angesiedelt. Seine Stoffe und Figuren entnimmt er oft dem Offiziersfundus der Donaumonarchie. Im Roman *Die Standarte* (1934) bilden bettelnde invalide Soldaten in Wien 1928 den Rahmen für die historischen Ereignisse kurz vor Kriegsende 1918. Am Kriegsschauplatz Belgrad an der serbisch-ungarischen Grenze sollen die auseinanderstrebenden Nationalitäten im Regiment durch das unablässige Zeigen einer altehrwürdigen Standarte wieder zusammengebunden und auf den Kaiser verpflichtet werden. Eindrucksvoll ist die Auflösung der Armee beschrieben, wenn die Soldaten, die eigentlich »polnische, rumänische oder ruthenische Bauern« waren, auf der Donaubrücke zu meutern beginnen, da sie sich nicht mehr mit Habsburg und der kolonialistischen Arroganz der Deutsch-Österreicher identifizieren können. Die Auflösung der Ponton-Brücke zwischen k. u. k. Österreich und Serbien, verbunden mit dem Tod vieler Soldaten und Pferde, gerät zu einem großartigen Bild der Brüchigkeit des Reiches und des Brückenabbruchs zwischen den Nationen. Am Ende des Krieges fliehen die Hauptfiguren durch das noch aus der türkischen Zeit stammende labyrinthische Kellersystem unter dem Konak, dem Belgrader Königsschloss, fliehen über die Donau, machen in Szeged in ihren anachronistischen, völlig verdreckten Opossumpelzen Zwischenstation, aber »es war ja nicht unbedingt nötig, sich zu waschen, wenn gerade ein Staat zusammenbrach«.

In Wien herrscht in den Tagen nach Kriegsende reine Verwirrung, Soldatenräte haben das Sagen, mehrere tausend Offiziere versammeln sich in der Hofburg, die letzte Proklamation des Kaisers über die Entbindung vom Fahneneid wird angeschlagen. Schließlich werden Bündel von verblichenen Fahnen und Standarten in Schönbrunn, das der letzte Kaiser gerade verlässt, verbrannt. Aus dieser trotzig-nostalgischen Stimmung heraus erwächst einige Jahre später Lernet-Holenias Roman *Beide Sizilien,* von der Kritik als einer der schönsten Romane der österreichischen Literatur überhaupt befunden, der das Ende der letzten Offiziere eines Dragonerregiments nach dem Ersten Weltkrieg schildert. Auf dem Nährboden des Untergangs der k. u. k. Monarchie bewegt sich der Roman in Traum- und Zwischenbereichen, ja er enthält, wie die österreichische Autorin Hilde Spiel es ausdrückt, eine Anzahl »gleichsam windstiller Stellen, in denen mehr über Schwebezustände unserer Existenz mitgeteilt wird, als man für ausdrückbar gehalten hätte«.

Roswitha Schieb

Dr. Roswitha Schieb studierte Germanistik und Kunstwissenschaft in Köln und Berlin. Sie veröffentlichte neben Theaterbüchern zahlreiche kulturgeschichtliche Titel über das östliche Europa, vor allem über Schlesien. Im Verlag des Deutschen Kulturforums östliches Europa erschien zuletzt ihr *Literarischer Reiseführer Böhmisches Bäderdreieck: Karlsbad, Marienbad, Franzensbad.*

Max Brebek als Kaiser Franz Joseph in der Verfilmung von Joseph Roths *Radetzkymarsch,* D/A 1965, mit freundlicher Genehmigung der Satel Film GmbH, © Satel Film 1994

UNGARLAND OHNE UNGARN

Wie der slowakische Realist S. H. Vajanský mit Nationalitäten und Sprachen umgeht

Der zum Klassiker avancierte Svetozár Hurban Vajanský (1847–1916) demonstriert als slowakischer Autor in seinem Werk *Suchá ratolesť* (»Ein dürrer Zweig«) die Zusammensetzung der Bevölkerung in jenem Teil des »Ungarlands«, in dem die Slowakei jahrhundertelang lediglich als »Oberungarn« bekannt war.

Der Roman erschien 1884 und vermittelt ein insgesamt treffendes Bild der Verhältnisse am Ende des 19. Jahrhunderts in diesem Landesteil. Der einzige Spross einer adligen Familie, Stanislav Rudopoľský, verließ den fiktiv angelegten Herrensitz Rudopolie in jungen Jahren und verkörpert den titelgebenden, keine Blätter mehr treibenden Zweig seines Stammbaums. Er lebte als selbstverliebte Künstlerseele in Wien und besinnt sich erst mit dreißig Jahren auf das Kastell der Vorfahren. Vajanský lässt ihn im ländlichen Milieu auf eine Gemeinschaft treffen, die ihn schließlich veranlasst, seine gesellschaftliche Verantwortung wahrzunehmen. Dieses Umfeld wird vom Autor prototypisch gestaltet, mal mit feineren Details versehen, dann wieder grob karikierend, je nach intendierter Wertung.

So besitzt der Deutsche Kraus nicht nur eine Schwarzwalduhr, sein Grundstück ist auch von einem Jägerzaun umgeben. Eigentlich keine typischen Attribute eines »Preußen« *(Prušiak)*, als der er tituliert wird. Auch dies ist bezeichnend für die mitteleuropäischen Vermengungen originaler Gepflogenheiten. Rechtschaffen und ordnungsliebend hatte der fremdsprachige Nachbar versucht, hier Fuß zu fassen, doch er verlässt enttäuscht den Landstrich wieder Richtung Heimat.

Zivilisatorisch können auch die Böhmen punkten. Die Ehefrau des Gutsverwalters wuchs als Tochter des gräflichen Försters Jeronym Kráľ mit einer Bibliothek auf, was hervorgehoben wird. Erhellend realitätsnah wird dessen Sprache beschrieben, dass er »immer noch das Deutsche ins Slowakische mischte, das wiederum mit tschechischen Resten durchsetzt war«. Der Dorflehrer Albert Tichý hingegen vertritt eine glühend idealistische Seite des Slowakentums, die nationale Idee wird ihm zur aufopfernden Religion.

Aus heutiger Sicht erscheint Vajanskýs Blick auf die jüdische Bevölkerungsgruppe kritikwürdig, auch wenn seine Art der »realistischen« Darstellung eine über lange Zeit akzeptierte Haltung widerspiegelt. Die Juden seines Romans bleiben namenlos, treten in der Rolle des schmierigen Schankwirts oder verschlagen buckelnden Gemeindevorstands auf. Sie werden mit stereotypen Zuweisungen wie »undurchsichtig, düster und geheimnisvoll« belegt. Vajanskýs Antisemitismus kommt unverhüllt daher.

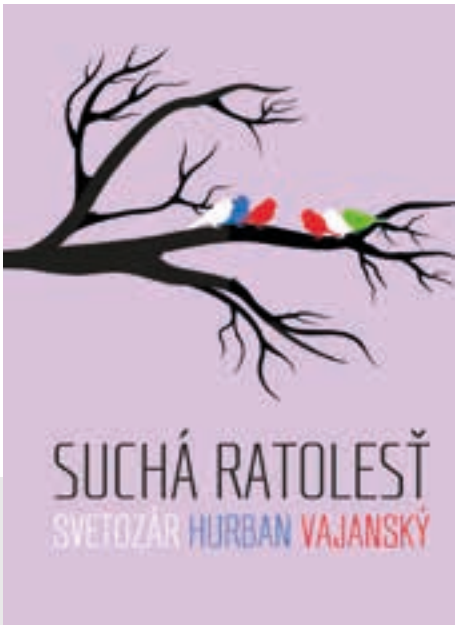
Betrachtet man des Autors eigene Sprache, so weist sie letztlich auf erfrischende Art genau jene Mischungen auf, die sie auf der Ebene der Figuren eher zu vermeiden versucht. So kommt der Held Stano mit zwei Wagen voller *kisní* (von der deutschen »Kiste«) in Rudopolie an, wo es einen angesehenen *cech ševcovský* (vom tschechischen »Schuster«, hier also Schusterzunft) gibt und die Männer in den Kneipen schon mal *pod forgom* sind (auf dem Ungarischen basierender Ausdruck für »sich heißreden«).

»Wildes Ungarland, in dem man tagelang keinen Ungarn trifft« – so lautet später das Fazit eines Wiener Freundes, der sich bis zum fernen Adelssitz des Helden aufgemacht hat. Er befindet, dass der Gebietsteil sich zwar Ungarn nennt, eigentlich aber keine »wahren« Ungarn aufweist. Oder fehlen ihm einfach Kenntnisse über den dort typischen *Hungarus?*

Renata SakoHoess

◤ Diese slowakische Briefmarke mit dem Porträt Svetozár Hurban Vajanskýs wurde 1997 in Umlauf gebracht.

▶ Das Cover der aktuellen E-Book-Edition von *Suchá ratolesť* greift die Nationalfarben der Slowakei und Ungarns auf. Grafik: Roman Hurtoň, © zlatyfond.sme.sk



Renata SakoHoess studierte Germanistik und Slawistik in München, wo sie als Publizistin und Übersetzerin tätig ist. Im Verlag des Deutschen Kulturforums östliches Europa (→ S. 56/57) ist 2017 ihr *Literarischer Reiseführer Pressburg | Bratislava* erschienen.

KARTKA POCZTOWA

Zwischen Trauer und Triumph 1918

PROPAGANDA IM BRIEFKASTEN

Das Jahr 1918 und seine Folgen für das östliche Europa im Spiegel zeitgenössischer politischer Postkarten

Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs in Europa begann auch eine Zeit großer (geo-)politischer Umwälzungen, von denen so ziemlich jedes in diesen Krieg involvierte Land, ob direkt oder indirekt, betroffen war. Die wohl stärksten Umwälzungen fanden in Ost- und Mitteleuropa statt. Der Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn zerbrach bis 1920, das Deutsche Reich musste infolge der Versailler Verträge von 1919 auf zahlreiche seiner Gebiete vor allem zugunsten seiner östlichen Nachbarn verzichten. Vor allem für die Polen und die Tschechen ging damit ein Kampf um die eigene Unabhängigkeit zu Ende, der sich in politischen bzw. Propagandapostkarten wiederfinden lässt.

Die Postkarte erlebte bis zum Ende des Ersten Weltkrieges als Massenmedium ihren absoluten Verbreitungshöhepunkt und spiegelt als solches auch politische Ereignisse wider. So verwundert es nicht, dass sowohl tschechische als auch polnische Propagandapostkarten aus dieser Zeit vor allem patriotische Themen und Heldenverehrung in den Mittelpunkt rückten.

Auf tschechischer Seite sind die sogenannten Tschechoslowakischen Legionen sowie der Gründervater und erste Staatspräsident der Tschechoslowakischen Republik, Tomáš Garrigue Masaryk (1850–1937), mit die am häufigsten gewählten Motive dieser Zeit. Die Tschechischen Legionen spielten für den Freiheitswillen des tschechischen Volkes eine entscheidende Rolle, waren sie es doch, die erstmals seit langer Zeit wieder in den bewaffneten Kampf gegen die »Unterdrücker« eingriffen – und sei es auf Seiten fremder Heere. So kämpften etwa 250 000 Tschechen in den Heeren Frankreichs, Russlands und Italiens als eigenständige Verbände, nicht weil sie deren Ziele teilten, sondern um ihre eigenen Unabhängigkeitsbestrebungen forcieren zu können. Eine der größten Triebkräfte hinter dieser Strategie war T. G. Masaryk, dem daher auch eine besondere Heldenverehrung in den ab 1918 produzierten Propagandapostkarten zuteil wurde. Ähnliches gilt für die Soldaten der Tschechischen Legionen, die nicht nur ihr Leben im »normalen« Kriegseinsatz riskierten, sondern auch Gefahr liefen, bei Gefangennahme durch die österreichisch-ungarische Armee als Verräter exekutiert zu werden. Viele Künstler waren in den Reihen der Tschechoslowakischen Legionen zu finden, etwa Otto Matoušek, Vojtěch Preissig, František Kupka oder Emanuel Prüll. Daher lag es nahe, dass sich viele von ihnen diesem Thema widmeten.

Bei der Darstellung des polnischen Unabhängigkeitskampfes kann man ähnliche Muster feststellen. Auch hier steht ein großer politisch-militärischer Führer im Mittelpunkt: Józef Piłsudski (1867–1935). Ähnlich wie Masaryk in der Tschechoslowakei war auch Piłsudski maßgeblich an der Aufstellung polnischer Freiwilligenverbände beteiligt, die er selbst kommandierte und mit denen er gegen das zaristische Russland kämpfte. Der Kampf der Polnischen Legionen gehörte in der Zweiten Polnischen Republik zum Gründungsmythos. Sie genossen ein hohes Ansehen in der breiten Öffentlichkeit, was vom Staat mit einer starken Erinnerungskultur auch auf Postkarten gefördert wurde.

Ein weiteres wichtiges Thema auf Postkarten dieser Zeit war das Bekenntnis zu den Farben. Viele Propagandapostkarten, auch solche aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg, bilden Flaggen, Wappen oder Nationalfarben ab. Waren sie vor 1918 häufig versteckt oder zumindest abseits des Mittelpunkts, so erscheinen sie um das Jahr 1918 viel präsenter – oftmals, verbunden mit einem patriotischen Motto, als alleiniges Motiv.

Die »Sammlung Jaworski« im Bildarchiv des Herder-Instituts für historische Ostmitteleuropaforschung umfasst rund 2 500 historische Postkarten mit Motiven der politischen Ikonografie und Propaganda von etwa 1890 bis 1945, wobei der Großteil der Postkarten aus der Zeit um 1900 bis 1925 stammt. Das Herder-Institut erwarb die Sammlung von Prof. Dr. Rudolf Jaworski, der diese Postkarten zu Studienzwecken über Jahrzehnte sammelte und auch dazu publizierte. Sie werden zurzeit wissenschaftlich erschlossen.

Sebastian Weiß

Sebastian Weiß ist im Bildarchiv des Herder-Instituts für historische Ostmitteleuropaforschung in Marburg tätig (→ *S. 56/57*).

① Jan Žižka führt die tschechoslowakischen Legionäre in die Schlacht, Postkarte, um 1918

② Ankunft T. G. Masaryks in Prag 1918, Postkarte, 1938

③ Allegorische Darstellung der Wiedererstarkung des tschechischen Volkes, Postkarte, um 1919

④ Patriotische Allegorie auf den Kampfeswillen der Polen, Postkarte, um 1923

⑤ Allegorie der Befreiung und neuen Wehrhaftigkeit der Tschechoslowaken, Postkarte, nach 1918

Seite 36 oben: Kopf einer polnischen Erinnerungskarte zum 25. Jahrestag von Piłsudskis »Marsch in die Freiheit«, 1939

Alle Abbildungen auf dieser Doppelseite: © Herder-Institut

www.herder-institut.de/bildkatalog

CHARLES MÜLLER. EINE LEGENDE VON HEUTE

Als Gott hörte, daß man allerorts seinen Namen um Frieden anschrie, wurde ihm dies langsam zum Problem. – ›Ich habe den Krieg nicht gemacht,‹ sagte er. ›Und nun wollen ihn ja auch die Menschen nicht. Wer will ihn also eigentlich?‹

Er sandte Engel aus, die den schwierigen Fall erforschen sollten.

Sie kamen in die Stellungen an den Fronten.

›Wir wollen keinen Krieg,‹ sagten Soldaten und Offiziere einmütig, auch die mit goldenen und silbernen Skalpen Geschmückten. ›Aber da hinten unsere Generäle befehlen und deshalb können wir nicht aufhören.‹

Die Generäle, vom Vorsitzenden der Engelskommission befragt, gaben an: ›Frieden wollen wir, Frieden. Aber da hinten die Diplomaten.‹

Die Engel flogen in die Hauptstädte. Die Diplomaten waren auf das äußerste geneigt, sofort Frieden zu schließen. Sie würden aber zum Kriege gezwungen. Wodurch? Durch das Volksinteresse.

Die Engel wandten sich an das Volksinteresse, repräsentiert durch Ständevertreter. Alle klagten, alle ersehnten nichts als Frieden. Der Adlige, der Bürger, der Kaufmann, der Gelehrte, der Bauer, der Arbeiter, – eine Stimme.

Die Schwerindustriellen und die Agrarier, auf die ein hämischer Verdacht hinwies (sie hätten ein Interesse an Kriegsverlängerung, sie verdienten ganz schön dabei) – auch sie hatten, wie sie sich ausdrückten, genug davon. Entweder hieß das, daß sie nun genug verdient zu haben glaubten, oder bedeutete es, was menschlicher gewesen wäre, daß sie sich nicht auf Kosten des allgemeinen Elends zu bereichern wünschten. Da bei einem der Fabrikanten in Anwesenheit der Engelskommission gerade die Nachricht eintraf, sein einziger Sohn sei gefallen, waren die Engel unter dem Eindruck der hervorbrechenden Verzweiflung bereit, die letztere Deutung anzunehmen.

Sie gingen nun in Parlamente, in die Redaktionen. Überall Unlust. Aber von oben käme die Devise: Bis zum Äußersten! – Da traten die Engel vor den Regenten selbst. Er vergoß Tränen und schwor, daß er an dem ganzen Unglück keine Schuld trage. Man habe ihn zur Unterschrift der Kriegserklärung gezwungen und halte ihn jetzt gewaltsam davon ab, Frieden zu schließen. Wer denn? Seine Minister.

Aber auch die Minister schlugen sich an ihr gutes Herz. Die Volksstimme jedoch sei für den Krieg.

Geduldig stiegen die Engel auf die Leiter der Macht wieder hinab, bis zu den Proletariern. Dort verfluchte man den Krieg. Man demonstrierte für den Frieden. Aber die Soldaten, die den Frieden wollten, schossen auf das Volk, das den Frieden wollte. Militärkommandanten, die den Frieden wollten, hatten von Behörden, die nichts als den Frieden wollten, den Befehl zu rücksichtslosem Einschreiten erhalten.

Da gingen die Engel in die Irrenhäuser. Es wäre eine würdige Erklärung dieses Rätsels, sagten sie, wenn der Einfall, den Krieg weiterzuführen und keinen Frieden zu schließen, im Kopfe eines Narren ausgeheckt worden wäre. – Aber sogar die Narren wollten keinen Krieg mehr und hatten eben einen, der sich für Napoleon hielt, durchgeprügelt.

Der Wirt in der Kantine des Irrenhauses war ein biederer Mann. Er lud die schließlich trotz aller Engelsgeduld ermüdeten Engel zu einem kleinen Imbiß ein, da weit und breit kein besseres Restaurant zu finden sei.

Pflichteifrig fragten ihn die Engel nach der Mahlzeit, was seine Ansicht über den Krieg sei.

›Pst, – nicht vor meinem Kellner.‹

›Warum nicht?‹

›Er ist Chauvinist.‹

Kurz und gut, es stellte sich heraus, daß dieser Kellner, genannt Charles Müller, den die Engel gleich darauf neugierig in Augenschein nahmen, tatsächlich der erste und, wie sich weiterhin zeigte, der einzige Mensch auf Erden war, der den Krieg billigte, und zwar unein-

geschränkt, bis ans Ende. – Er war kein böser Mensch, nicht etwa hartherzig, nur ein wenig beschränkt, dabei aber durchaus nicht geradezu dumm. Er hatte auch keinerlei materielles Interesse an der Fortführung des Krieges, war weder besonders temperamentvoll, noch überhitzt national gesinnt. Von bösartigen Ideologien hatte er sich, das konnte er mit ruhigem Gewissen beschwören, sein Leben lang ferngehalten. Nein, Charles Müller war ein ganz harmloses, gutmütiges Subjekt, das von Krieg wirklich nur sagen konnte: – er habe nichts gegen ihn, – auch nicht gerade viel für ihn, aber immerhin mehr für als gegen ihn. Es hatte sich nur, vielleicht ganz zufällig, in seiner unklaren, von ihm selbst wenig beachteten Seele ein kleines Übergewicht zugunsten des Krieges gebildet. Da aber dieser geringe Überschuß gerade damit übereinstimmte, was er für höchst pflichtgemäß und allgemein gebilligt hielt, hatte er keinen Anlaß, seiner an sich wenig intensiven Stimmung zu widerstreben. Er äußerte sich daher ganz offen und naiv und nahm im Grunde an, daß alle so dächten wie er. Im Namen dieser unbekannten Verbündeten duldete er in seiner Umgebung kein ›flaues‹ Wort. Da konnte er sogar ganz wild werden und sich zu begeisterten Schritten (z. B. Denunziationen) aufschwingen. Die um ihn geballten, wenn auch widerwillig folgenden Nächsten wirkten in seinem Sinne als kriegerische Masse, terrorisierten den Wahlkreis, der Wahlkreis seinen Abgeordneten, der (selbst der kriegsmüdeste von allem) zum Schrecken seiner Partei ward und durch sein Kommando die übrigen gesinnungsgenössischen Familienväter in dem allgemein mißliebigen Hurra-Atem erhielt; durch jenes Kommando, das eigentlich der ihm gänzlich unbekannte Herr Müller eingegeben hatte. Und weiter zogen sich die Kreise, in deren Mitte der von niemandem geahnte Oberkellner sehr leise, sehr zart vibrierte. Parlament, Öffentlichkeit, Krone, ja die Regierungen der Feinde, die ganze Welt durfte hinter dem nicht zurückbleiben, was Müller, ohne daß ihm daran besonders viel gelegen gewesen wäre, empfand.

Erstaunt sahen die Engel den kosmischen Apparat von dieser neuen Seite. Also nicht der Gott der Heerscharen, sondern der Kellner einer Irrenhauskantine wirtschaftete ohne Bewußtsein seiner fundamentalen Würde und Wichtigkeit am Steuer der Weltregierung?

Wie konnte es so weit gekommen sein?

Endlich nahm einer das Wort: ›Ich sehe eine riesige gutgeölte Maschinerie vor mir, alles an ihr im Gleichgewicht. Man legt auf einen ihrer Hebel ein Gewicht von einem Tausendstel Milligramm, ein Nichts, eine Flaumfeder, – und sofort setzt sich das Ganze seiner Bauart gemäß in Schwung. Die Hebel gleiten. Jeder schiebt den nachfolgenden und schiebt's auf den vorhergehenden. Denn keiner will. Und doch kann keiner etwas anderes tun als den Druck fortpflanzen, den er empfängt …‹

›Da wären also die Menschen unschuldig,‹ rief ein anderer sehr laut, ›und nur die Maschinerie, in der sie stecken, wäre falsch. Ja, dann müßte es aber doch für Gott ein Leichtes sein, die von ihm erschaffene Maschinerie umzubauen.‹

›Gewiß wäre das möglich,‹ meinte der weiseste der Engel und wartete vorsichtig, bis der Kellner mit seinen Tellern hinausgegangen war. ›Es wäre möglich und es wäre auch sehr gut. Aber, wißt ihr es denn nicht, – Gott selbst hat ja Angst vor Herrn Charles Müller.‹

Max Brod
© Erben I. E. Hoffe (Tel Aviv)

Max Brod wurde 1884 in Prag als Sohn einer alteingesessenen jüdischen Familie geboren. Während seines Jurastudiums lernte er Franz Kafka kennen, begann mit seiner schriftstellerischen Arbeit und wurde schließlich zum Mittelpunkt des »Prager Kreises« deutschsprachiger Autoren. Brod schlug zunächst eine Beamtenlaufbahn bei der Post ein, machte ab 1929 das Schreiben zum Hauptberuf und arbeitete bis 1939 beim *Prager Tagblatt* als Literatur-, Theater- und Musikkritiker. Stets verstand er sich auch als Mittler zwischen der tschechischen und der deutschen Kultursphäre. Am 14. März 1939 verließ Brod – in letzter Minute vor dem Einmarsch der deutschen Truppen – Prag in Richtung Palästina. Bis zu seinem Tod im Jahr 1968 lebte und arbeitete Brod in Tel Aviv als freier Autor, Journalist und Dramaturg.
Am 20. Dezember 2018 jährt sich Max Brods Todestag zum 50. Mal.

Der hier abgedruckte Text wurde dem 1918 bei Kurt Wolff erschienenen Roman *Das große Wagnis* entnommen, in dem Max Brod den Ausbruchsversuch einer Gruppe von Kriegsgegnern aus der imaginären Stadt Liberia schildert. Rechtschreibung und Zeichensetzung folgen dem Original.

📖 Max Brod: *Ausgewählte Werke* (12 Bände). Hg. v. Hans-Gerd Koch u. Hans Dieter Zimmermann in Zusammenarbeit mit Barbora Šrámková u. Norbert Miller. Göttingen: Wallstein Verlag, 2013–2016

ERNEUERUNG DER MENSCHHEIT

Religiöse und kosmologische Aspekte in der Nachkriegskunst von Willy Jaeckel und Johannes Molzahn

Nach dem Schrecken des Ersten Weltkriegs und während der Krisenstimmung in der frühen Weimarer Republik leiteten bildende Künstler eine Phase des Aufbruchs ein, die für die Entwicklung der modernen Kunst in Deutschland von großer Bedeutung war. Maler und Grafiker wie zum Beispiel Willy Jaeckel (1888–1944) und Johannes Molzahn (1892–1965) proklamierten einen geistigen Neuanfang, aber mit völlig unterschiedlichen Bildkonzepten.

Willy Jaeckel, der bis 1909 an der Breslauer Kunstakademie studiert hatte, etablierte sich in der Folgezeit zu einem behutsamen Expressionisten mit charaktervollen Porträts, sinnlich-mystischen Akten und globalen Landschaften. Nach Kriegsbeginn hatte der Wahlberliner mit geistig-religiösen Blättern (Mappe *Memento 1914/15*) die Gräuel des Krieges angeklagt. Aus seiner Beschäftigung mit der christlich-esoterischen Lehre gingen Bibelillustrationen hervor, die den irdischen Leidensweg des Menschen mit Erlösungsmotiven schildern, aber auch die himmlische Hoffnung auf sein Erwachen und die Versöhnung in der kosmischen Liebe propagieren. Sein zweihundert Radierungen umfassendes Hauptwerk *Menschgott-Gott-Gottmensch* (1920–1923) gilt in den Nachkriegsjahren der Verunsicherung und Desorientiertheit als ein künstlerischer Versuch, die Weisheit des Alten Testaments mit den Elementen fernöstlicher Religionen zu verknüpfen.

Als der Künstler sich 1919 in die Stille nach Gunzesried im Allgäu zurückzog, schuf er eine Reihe von Landschaftsgemälden, die keine bloßen abbildhaften Schilderungen, sondern subjektive Vorstellungen der Urnatur im Sinne der göttlichen Schöpfung sind. Der Titel *Russische Landschaft* resultiert aus Jaeckels Erinnerung an seinen dortigen Kriegseinsatz als Kartenzeichner. Durch die extreme Aufsicht gewinnt der Betrachter eine weite Sicht über die Gipfel und Kammlagen einer menschenleeren Landschaft. Der hohe Blick reicht bis zum schmalen Horizont, wo sich der Strahlenkranz des Sonnenlichtes im Rund des Bergsees als magische Lichtung ins Unendliche wiederholt. Der geistige Sinngehalt dieser Naturphantasie liegt in der göttlichen Erleuchtung des universalen Makrokosmos, zu dem der Mensch aus der Sicht des Betrachters auf respektvolle Distanz gehalten wird.

Jaeckels Vision, die sich in seinem idealisierenden Blick auf die Welt äußert, erfüllte sich nicht. Der Künstler wurde im Januar 1944 bei einem Bombenangriff auf Berlin jäh aus dem Leben gerissen.

Willy Jaeckel: *Russische Landschaft,* 1919, Öl auf Leinwand, 120 x 120,5 cm, Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg, Leihgabe der Bundesrepublik Deutschland

Johannes Molzahn: *0…1…0,* 1919, Öl auf Leinwand, auf Pappe aufgezogen, 70,5 x 49 cm, Kunstforum Ostdeutsche Galerie Regensburg, Leihgabe der Bundesrepublik Deutschland
© für beide Abbildungen auf dieser Doppelseite: Wolfram Schmidt Fotografie, Regensburg

Auch **Johannes Molzahn,** der den Ideen des Staatlichen Bauhauses in Weimar nahestand, setzte 1919 in seinem *Manifest des absoluten Expressionismus* ein weltumfassendes Zeichen der Hoffnung:

»Sonnen und Monde sind Unsere Bilder – die Wir Euch entgegenspannen. – Gestirnte Banner der Ewigkeit – Euch entgegen blühend. – Zwischen Aufgang und Ende – Abgrund und Gipfel geworfen. – ist Uns kein Erbe – kein Besitz – den anzutreten lohnte. – Wir tragen die große Verheißung.«

Molzahn gehörte jedoch zu jenen Avantgardisten, die mit abstrakt-kosmologischen Bildern einen geistig-kulturellen Aufbruch anstrebten.

In Achtung vor der Bewahrung der Schöpfung, verbunden mit dem ins Kosmische erweiterten Gemeinschaftsgedanken, der besonders 1919 im Kreis der kunstpolitisch engagierten »Novembergruppe« diskutiert wurde, entstand sogleich sein Gemälde *0…1…0.* Der Titel dieser Arbeit verweist auf eine neue Zeitrechnung, die der Künstler nach dem Ende des Krieges beginnen lässt. Angeregt von den Dadaisten, besonders von Johannes Baader und Kurt Schwitters, soll dieser kalendarische Nullpunkt die erhoffte Erneuerung der Menschheit signalisieren.

Serielle Liniennetze durchwirken die Bildfläche, auf der sich vereinzelte Notationen, aufblitzende Kreissegmente, dynamische Wellen- und Keilformen sowie typografische Elemente ausbreiten. Die stenografischen Kurzformen und schablonenhaften Zeichen werden durch changierende Farbflächen zwischen Rot, Blau und Grün rhythmisiert, variiert und einem geometrischen System zugeordnet, dem jeglicher räumlicher Bezug fehlt. Im Bildzentrum erahnt man vom Licht getroffene Planeten auf ihrer zyklischen Bahn.

In seiner späteren Breslauer Lehrtätigkeit (1928–1932) an der Staatlichen Akademie für Kunst und Kunstgewerbe überwand Molzahn diesen spekulativen Schöpfungsgedanken der Kosmogonie. Er widmete sich nun stärker der Gebrauchs- und Werbegrafik und setzte als Maler mit mythischen Figuren und visionären Robotergestalten gegenständliche Akzente. Im Rückblick zielte sein kubofuturistisches Werk von 1919 auf die Kluft zwischen Geist und Materie, die bis heute in der modernen Wirklichkeit nicht überwunden ist.

Gerhard Leistner

Dr. Gerhard Leistner ist Sammlungsleiter und Ausstellungskurator am Kunstforum Ostdeutsche Galerie in Regensburg (→ S. 56/57).

Sagen und Märchen aus meiner Region: Erzähl- und Schreibwerkstatt

Die Erzähltradition erstreckt sich über die ganze Welt – sie ist im wahrsten Sinne des Wortes global, aber gleichermaßen Trägerin von Merkmalen und Besonderheiten der einzelnen Kulturen, deren Geschichte und Werte sie in Form von Mythen, Legenden, Fabeln, Märchen, Erzählungen zum Ausdruck bringt.

Die deutschen Minderheiten im östlichen Europa haben eine reiche Erzähltradition. Obwohl diese zur gesamtdeutschen Erzählkultur gehört, sind die Sagen- und Märchensammlungen von Josef Haltrich *(Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen)*, Claus Stephani *(Sagen der Rumäniendeutschen)*, Hans Diplich und Alfred Karasek *(Donauschwäbische Sagen, Märchen und Legenden)*, Alfred Cammann *(Deutsche Volksmärchen aus Russland und Rumänien. Bessarabien – Dobrudscha – Siebenbürgen – Ukraine – Krim – Mittelasien)* und vielen anderen nicht bekannt. Das Deutsche Kulturforum östliches Europa begab sich 2017 auf Spurensuche und veranstaltete Erzähl- und Schreibworkshops in vier südosteuropäischen Ländern. Kinder, Jugendliche und Erwachsene (Lehrer, Erzieher, Pädagogen) hatten die Möglichkeit, sich mit alten Sagen- und Märchenmotiven zu beschäftigen, doch vor allem neue Geschichten zu erfinden, niederzuschreiben und vorzutragen.

Kooperationspartner für dieses Projekt fand das Kulturforum in Esseg/Osijek und Zagreb (Kroatien), Sombor (Serbien), Fünfkirchen/Pécs (Ungarn), Hermannstadt/Sibiu und Klausenburg/Cluj (Rumänien).

Das Projekt wird 2018 in Laibach/Ljubljana (Slowenien), Kischinau/Chişinău (Republik Moldau), Zagreb (Kroatien) und Oppeln/Opole (Polen) fortgesetzt.

Ingeborg Szöllösi

Dr. Ingeborg Szöllösi ist beim Deutschen Kulturforum östliches Europa e. V. in Potsdam (→ S. 56/57) als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig.

Der kosmische Körper von Hermannstadt

Diese Geschichte trug sich an dem Ort zu, wo heute Hermannstadt liegt. Es gab viel Staub und Steine. Und es roch nach Salz, weil ein Meer in der Nähe war. Um das Meer herum befanden sich Wälder mit riesigen Bäumen an steinigen, großen Bergen. Vor langer, langer Zeit, in der Steinzeit, lebte hier ein Vorfahre des Menschen – man nannte ihn, wenn man von ihm erzählte, Steinmann. Seine Arme hingen bis zu den Knien, er hatte lange, braune, schmutzige Haare, ein Fell bedeckte seinen ganzen Körper. Er ähnelte einem Affen. Steinmann konnte klettern und jagen – ja, das konnte er sehr gut! Täglich ging er auf die Jagd und kletterte auf Bäume, um Tiere zu sichten. Er lief in die Berge und wieder zurück, badete im Meer und trocknete sich an der Sonne. Eines Tages fand er einen besonders schönen Salzstein am Meeresstrand. Was ist das wohl für ein Stein? Er nahm ihn mit, packte seine Jagdwaffen und die gefangenen Fische ein und ging nach Hause.

Abends brannte am Eingang seiner Höhle ein Feuer und er grillte sein Wild oder seine Fische. Wie er da saß und aß, dachte Steinmann an seinen großen Wunsch: Er wünschte sich einen Wolf, weil er so einsam war und einen Freund haben wollte. Der Wolf könnte ihm auch bei der Jagd helfen. Nachdenklich sah er hinauf in den Sternenhimmel. Etwas kam ihm an diesem Abend sonderbar vor …

Der Himmel wurde nach und nach grau, die Sterne verschwanden, weiße Blitze zuckten, der Wind durchwirbelte die Blätter der Bäume und mit einem riesigen Krach fiel plötzlich ein kosmischer Körper ins Meer: Grrrrrr-wrrrrrr, dschummm-wrrrrr, krach-klatsch, pfffff-schschschsch, fsssssssssssssssss! Es war sehr laut und es stank nach Rauch, die Erde bebte, die Wälder und die Berge wackelten. Steinmann kletterte schnell in eine sichere Höhle und wartete ab.

Da hörte er ein Geräusch – es kam von seinem Salzstein: »Auuuuuuuu!!!« Der kleine Stein, der in Steinmanns Pelz versteckt war, leuchtete hell. »Auuuu!«, machte der Stein wieder. Und weit entfernt hörte Steinmann nun eine Antwort: »Au–au–au–au!« Sehr leise! Steinmann schlich sich zu der Stelle. Da sah er einen grauen Fleck mit gelben Augen – ein Wolfswelpe! Er lag verletzt auf dem Gras. Steinmann nahm ihn auf und streichelte ihn. Als sich der Sturm gelegt hatte, nahm er den Welpen mit und pflegte ihn gesund. Nun hatte er einen Freund. Sie lernten voneinander und blieben für immer zusammen.

Anastasia Beatrice Cazac, Alexandru Mihai Câmpean, Vlad Ilie Drăgoi, Corneliu Ioan Marcu, Andrei Dan Roman, Eloe Schüller, Lois Georgia Ștef, Stefan Teodosescu, Ana Alexandra Vânătoru
(Schülerinnen und Schüler der 5. Klasse der Brukenthalschule Hermannstadt, Rumänien)

Hintergrundbild: © die-sprechwerker.de

① Otto Mueller: *Selbstbildnis mit Pentagramm,* um 1924, Leimfarbe auf Rupfen, 120 x 75,5 cm, Von der Heydt-Museum Wuppertal, © Von der Heydt-Museum Wuppertal, Foto: Antje Zeis-Loi, Medienzentrum Wuppertal

② Stanisław Ignacy Witkiewicz, genannt Witkacy: *Die letzte Zigarette des Verurteilten (Selbstporträt),* 1924, Öl auf Karton, 72 x 51 cm, Literaturmuseum Warschau, © Muzeum Literatury im. Adama Mickiewicza, Warszawa, Foto: Anna Kowalska

③ Oskar Moll: *Inge II in Dunkelblau, mit Zigarette,* 1930/32, Öl auf Leinwand, 100 x 73 cm, Privatsammlung, © VG Bild-Kunst, Bonn 2017, Foto: Philipp Mansmann

④ Oskar Schlemmer: *Akt, Frau und Kommender,* 1925, Öl auf Leinwand, 128 x 64,2 cm, Nationalgalerie, Staatliche Museen zu Berlin, © bpk/Nationalgalerie, SMB/Jörg P. Anders

MALER. MENTOR. MAGIER.

Otto Mueller und sein Netzwerk in Breslau

Kennen Sie den Expressionisten Otto Mueller? »Ach, ist das der mit den grünen Bildern – nackte Mädchen im Wald und im Schilf?«, könnte Ihre Antwort lauten. Bekannt ist meist noch, dass Mueller der Künstlergemeinschaft *Brücke* angehört hat, häufig ist noch die Rede vom »Zigeuner«-Mueller. Es weiß aber kaum jemand um die länger als zehn Jahre andauernde Lehrtätigkeit des Malers in Breslau und um seine Bedeutung in einem aktiven Künstler-Netzwerk.

Der Schlesier Otto Mueller (*1874 Liebau/Lubawka; †1930 Obernigk/Oborniki Śląskie bei Breslau/Wrocław) wird von der Kunstgeschichte wahrscheinlich unterbewertet. Sein Einfluss auf die Kunstentwicklung bis hin zur Nachkriegsmoderne ist nicht hinreichend bekannt. Bis heute bleibt er auf stereotype Beurteilungen festgelegt, die auf wenigen Bildthemen wie Akt, Bildnis, Liebespaar und »Zigeuner« in formelhafter Wiederholung beruhen. Otto Mueller gilt als Einzelgänger. Wir wissen über ihn weniger als über seine Künstler-Kollegen der *Brücke,* etwa Ernst Ludwig Kirchner oder Erich Heckel. Neu und überaus spannend ist die Erkenntnis, dass Otto Mueller für sein unmittelbares Umfeld eine äußerst wichtige Rolle spielte: Freunde, Kollegen und Schüler schätzten das Werk des Malers in hohem Maße. Der von Otto Mueller gelebte und postulierte Sehnsuchts- und Freiheitsgedanke befeuerte seine Studenten – etwa Alexander Camaro, Johnny Friedlaender und Horst Strempel – in ihrer Arbeit.

Ein Romantiker und sogar ein Magier soll Otto Mueller gewesen sein, freiheitsliebend und geheimnisumwittert nach Aussagen von zeitgenössischen Künstlern, Kritikern und Schriftstellern. Bis heute liegt über Muellers Künstler-Persönlichkeit der Schleier des Mythos, im frühen 20. Jahrhundert noch beflügelt durch die 1907 erschienene Künstlerbiografie *Einhart der Lächler* von Carl Hauptmann. Dort nämlich weist der Protagonist Einhart Selle auffallende Parallelen zu den überlieferten Zügen Muellers auf. Wie eine Illustration dazu mag einem daraufhin Otto Muellers *Selbstbildnis mit Pentagramm* erscheinen. Der spannungsgeladene Dialog mit dem zeitgleich entstandenen Selbstbildnis des polnischen Malers Witkacy ist ein Höhepunkt in der Gegenüberstellung von deutschem und polnischem Expressionismus. Obwohl sich Mueller und Witkacy nie kennengelernt haben, zeigen sie sich beide im Geiste verwandt als »Visionäre«. Ihre Werke bestechen in ihrer Präsenz und magischen Anziehungskraft.

Das deutsch-polnische Ausstellungsprojekt *MALER. MENTOR. MAGIER. Otto Mueller und sein Netzwerk in Breslau* stellt erstmalig den Einfluss von Otto Mueller in den Mittelpunkt einer Betrachtung und beleuchtet die maßgeblichen Kunstströmungen der Moderne. Impulse liefern vor allem die neu berufenen Professoren der Breslauer Akademie für Kunst und Kunstgewerbe in den 1920er Jahren: etwa Oskar Moll mit der französischen Malerei seines Meisters Matisse, Otto Mueller mit dem Expressionismus, Alexander Kanoldt und Carlo Mense mit der Neuen Sachlichkeit sowie Johannes Molzahn, Oskar Schlemmer und Georg Muche, die zuvor am Bauhaus wirkten. Diese neue Lehrer-Generation verhalf der Akademie zu einem ausgezeichneten Renommee im europäischen Kunstgeschehen. Die damals so fortschrittliche, weltoffene und liberale Akademie in Breslau prägte Künstlerkarrieren von internationalem Rang.

Otto Mueller: *Zwei Mädchen,* um 1925, Leimfarbe auf Rupfen, 175 x 111 cm, Nationalgalerie, Staatliche Museen zu Berlin, © bpk/Nationalgalerie, SMB/Jörg P. Anders

Die Sonderausstellung wird zu einem faszinierenden Erlebnis durch die Präsentation der vielfältigen Strömungen der Malerei der Moderne: Durch Sehvergleiche mit dem hierzulande kaum bekannten Polnischen Expressionismus wird in Berlin an das 100. Jubiläum der Polnischen Avantgarde 2017 angeknüpft.

Dagmar Schmengler

Dr. Dagmar Schmengler, tätig bei der Alexander und Renata Camaro Stiftung, ist Initiatorin und Leiterin des deutsch-polnischen Projekts sowie Kuratorin der Ausstellung.

Die Sonderausstellung *MALER. MENTOR. MAGIER. Otto Mueller und sein Netzwerk in Breslau* ist vom 12. Oktober 2018 bis zum 3. März 2019 in der Neuen Galerie im Hamburger Bahnhof – Museum für Gegenwart – Berlin zu sehen. Gezeigt werden rund 100 Exponate – darunter Gemälde, Zeichnungen, Grafiken, Skulpturen, Fotografien und andere Dokumente – aus bedeutenden deutschen und polnischen Museen und Sammlungen. *Eine Ausstellung der Nationalgalerie, Staatliche Museen zu Berlin, in Zusammenarbeit mit der Alexander und Renata Camaro Stiftung*

ALEXANDER CAMARO UND BRESLAU – EINE HOMMAGE

Eine Ausstellung widmet sich den nostalgischen Erinnerungen des Künstlers an seine Heimatstadt

Ergänzend zur Berliner Schau *Sehnsucht und Freiheit. Otto Mueller und die Malerei der Moderne zwischen Berlin und Breslau* würdigt das Schlesische Museum zu Görlitz mit einer Sonderausstellung Otto Muellers wohl bekanntesten Schüler Alexander Camaro (* 1901 Breslau; † 1992 Berlin). Es ist erstaunlich, wie nachdrücklich sich Camaros Erinnerungen sowohl an seine schlesische Heimat als auch an seine Lehrjahre beim Expressionisten Otto Mueller an der Breslauer Akademie in seinem Werk der Nachkriegsmoderne offenbaren.

Von Nostalgie getragene Schriftzeugnisse thematisieren die Jugend im Breslauer Vorort Morgenau: Camaro beschreibt seine Liebe zur Natur, die außerdem in vielen geheimnisvoll verschlüsselten Bildmotiven wiederkehrt. Mit sechzehn Jahren erlernt er das Geigenspiel und zieht mit einer wandernden Artistentruppe umher. Die Erlebnisse in dieser Welt spiegeln seine ersten Bilder. »Diese Bilder […] blieb[en] die Quelle, aus der für Camaro alles entstand. Oft in den letzten Jahren stand er frühmorgens auf […] und betrachtete die Bilder auf Papier; auf denen er das entdeckte, was in seinen großen Leinwandbildern auch war: Und die Zeit war damit aufgehoben: Zeit und Ewigkeit [meint] dasselbe«, erzählte Camaros Schülerin und spätere Frau, Renata Camaro.

Camaro war zeitlebens stolz darauf, Schüler Otto Muellers zu sein. »Es war nicht leicht, in seine Klasse aufgenommen zu werden«, schrieb der Künstler im Rückblick auf die Studienjahre von 1920 bis 1925, »und ich erinnere mich, wenn dies glückte, eine gewisse Ausnahmestellung bei den übrigen Studenten der Akademie zu genießen. Eben darum, weil er als Mensch und Schaffender eine Einheit bildete, was so selten der Fall [ist].«

Muellers exzentrische Persönlichkeit und seine unbedingte Hingabe an die Kunst hinterließen bei Camaro einen bleibenden Eindruck. Mueller wurde für ihn zur Identifikationsfigur, die mit autoreflexiven Bekenntnissen zur schlesischen Herkunft, insbesondere zu Breslau, verschmolz. Bezüge auf Mueller finden sich in späteren Selbstinszenierungen bis hin zu einer mit *Hommage à Otto Mueller* betitelten Filmsequenz, die Motive aus Muellers berühmter »Zigeunermappe« aufgreift.

Vor allem die Welt der Bühne, der Musik und der Schaustellung sollte Camaro nicht nur als Bildmotiv, sondern auch in anderen Kunstformen nie wieder loslassen – sei es als Tänzer der Dresdener Wigman-Schule, als Hauptbegründer des 1949 legendär gewordenen surrealistischen Berliner Künstlerkabaretts *Die Badewanne* oder aber bei Filmexperimenten, die sein bildkünstlerisches Werk ergänzten. Wenig bekannt ist, dass Camaro sogar umfangreich schriftstellerisch tätig war und auch hier Motive aus der Breslauer Zeit aufgriff. Letztlich realisierte Camaro damit ein bemerkenswert vielseitiges, von hoher Vitalität bestimmtes Gesamtwerk. Es folgte in erweiterter Form und unter den Vorzeichen der Nachkriegsmoderne über Jahrzehnte hinweg dem Ideal eines von Kunst durchdrungenen Lebens, wie es ihm sein großes Vorbild Otto Mueller vorgelebt hatte.

Johanna Brade

Dr. Johanna Brade ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Schlesischen Museum zu Görlitz *(→ S. 56/57).*

Alexander Camaro: *Polnische Hochzeit*, 1947, Tempera auf Leinwand, 110 x 140 cm, Alexander und Renata Camaro Stiftung, © Camaro Stiftung/VG Bild-Kunst, Bonn 2017

Die Sonderausstellung *Alexander Camaro und Breslau – eine Hommage* ist vom 13. Oktober 2018 bis zum 10. März 2019 im Schlesischen Museum zu Görlitz zu sehen, anschließend vom 5. April bis 29. Juni 2019 im Camaro Haus, Berlin.

EIN PROSIT AUF OSTPREUSSEN

Bier aus Böhmen oder Bayern ist heute in aller Munde, doch auch in Ostpreußen hat das Braugewerbe eine lange Tradition. Es entwickelte sich mit der Entstehung der Städte und stand seit dem Mittelalter in hoher Blüte. 1881 verzeichnete die amtliche Reichsstatistik 323 ostpreußische Brauereien. Nicht nur auf die Hauptstadt Königsberg (heute Kaliningrad) konzentrierte sich die Herstellung des beliebten Gerstensafts, in den meisten größeren Städten gab es mindestens eine Brauerei. Die »Bierstadt« Elbing/Elbląg brachte es im 14. Jahrhundert sogar auf 150 Betriebe.

Viele Braustätten sind in den Kriegswirren untergegangen, aber einige von ihnen wurden nach 1945 fortgeführt, besonders in Ermland und Masuren. *Švyturys-Utenos alus,* die ehemalige Memeler Aktien-Brauerei, hat mit »Memelbräu« eine Traditionsmarke im Angebot und ist der größte Bierhersteller Litauens. Die ehemalige Ostmark-Brauerei in Königsberg, die der Heineken-Gruppe aus den Niederlanden gehört, produziert Bier mit dem Namen »Königsberg«.

Einen anschaulichen Überblick zur Geschichte der Brauerzunft bietet die Wanderausstellung *Bier und Brauereien in Ostpreußen damals und heute* des Kulturzentrums Ostpreußen in Ellingen. Auf dreißig deutsch-polnischen Ausstellungstafeln wird die Geschichte der wichtigsten Braustätten erzählt, ergänzt durch zahlreiche historische Fotos, Ansichtskarten, Dokumente, Abbildungen von Bierdeckeln und Flaschenverschlüssen. Dazu liegt ein reich bebilderter, ebenfalls zweisprachiger Katalog vor, der direkt beim Kulturzentrum Ostpreußen bestellt werden kann.

Wolfgang Freyberg

Wolfgang Freyberg ist Direktor des Kulturzentrums Ostpreußen in Ellingen/Bayern (→ S. 56/57).

📖 *Bier und Brauereien in Ostpreußen damals und heute/Piwo i browary w Prusach Wschodnich dawniej i dzisiaj.* Ellingen 2017, 2. Auflage, 96 Seiten, 8 € zzgl. Versandkosten

EIN WEITGEREISTES MEISTERWERK

Das malerische Schloss Rheinsberg ist nicht nur für Verliebte auf den Spuren Tucholskys ein lohnendes Ziel, auch Freunde edler Interieurs kommen hier auf ihre Kosten. Neben Raumdekorationen aus der friderizianischen Zeit können sie die Clanwilliam-Kommode bewundern, eines der bedeutendsten Werke frühklassizistischer Möbelkunst.

Geschaffen hat das Glanzstück aus Mahagoni, Marmor, Halbedelsteinen und Bronze der 1735 in Liegnitz/Legnica geborene Ebenist Johann Gottlob Fiedler. Ab 1786 wirkte er als Hoftischler beim preußischen König Friedrich Wilhelm II. und entwickelte sich zu einem der innovativsten Vertreter seiner Zunft im deutschsprachigen Raum. Schon um 1769 hatte er sich in Berlin niedergelassen und war dort zunächst am Hof des Thronfolgers tätig. Den Auftrag für die Kommode erteilte ihm wahrscheinlich Prinz Heinrich, ihren ersten Standort fand sie in einem der preußischen Schlösser.

Benannt wurde das wertvolle Möbel nach dem 3. Earl of Clanwilliam (1795–1879), einem seiner Besitzer. Von 1823 bis 1827 war der britische Adelige Gesandter in Berlin, in dieser Zeit hat er die Kommode vermutlich gekauft. Sie wurde nach England gebracht und 1992 in London auf einer Auktion angeboten. Den Zuschlag erhielt die Potsdamer Schlösserverwaltung, auch dank der Unterstützung durch den Bund und zwei Kulturstiftungen. Sie erwarb die Clanwilliam-Kommode zunächst für das Marmorpalais. So reiste Fiedlers hochkarätige Schöpfung schließlich in ihre brandenburgisch-preußische Heimat zurück und erzählt dort von der Kunst eines Meisters aus Schlesien.

Vera Schneider

Dr. Vera Schneider ist am Deutschen Kulturforum östliches Europa in Potsdam (→ S. 56/57) als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig.

Die um 1785 geschaffene Clanwilliam-Kommode
© Stiftung Preußische Schlösser und Gärten Berlin-Brandenburg, Foto: Roland Handrick

VOM WELTKRIEG ZUM BÜRGERKRIEG

Nach 1918 waren im östlichen Europa neue Konflikte vorprogrammiert

Bis heute ist im Westen Europas der *Great War* unvergessen, der 11. November 1918 als Tag des Waffenstillstandes staatlicher Gedenktag in Frankreich, Belgien, den Ländern des Commonwealth. In der deutschen Erinnerung, die zudem die Novembertage mit dem Untergang des Kaiserreiches und der Revolution der Kieler Matrosen verknüpft, gerät leicht außer Acht, dass nicht nur im Westen der Krieg tobte, sondern auch im Osten gekämpft wurde. Die Verwerfungen, die der Große Krieg im nordöstlichen Europa hinterließ, führten kurzfristig in eine neue Welle der Gewalt, langfristig prägen sie die territoriale und mentale Landkarte bis heute. Dabei hatte der Krieg dort bereits im März 1918 geendet, als das Deutsche Kaiserreich dem bolschewistischen Russland in Brest-Litowsk einen Frieden aufzwang, der den Namen Diktatfrieden weit mehr verdient als der spätere Versailler Vertrag.

Die deutsche Ratifizierungsurkunde des Friedensvertrages von Brest-Litowsk zwischen Deutschland und der Ukrainischen Volksrepublik, abgeschlossen am 27. Januar 1918, mit der Titelseite der Urkunde und Auszügen aus dem deutsch- und ukrainischsprachigen Text, © CDAVO (Zentrales Staatsarchiv der höchsten Verwaltungsorgane der Ukraine)

Ausschlaggebend für die Geschehnisse im nordöstlichen Europa waren zwei, sich immer stärker aufeinander beziehende Entwicklungen: die Bestrebungen, eigene nationale Staatswesen aufzubauen, und der Sieg der bolschewistischen Revolution in Russland. In letzterer sahen die nationalen Eliten der neu entstehenden Länder durchaus nicht zu Unrecht eine Konkurrenz und Gefährdung der eigenen Unabhängigkeitsinteressen. Dabei spielte die multiethnische Prägung der Region – so waren Deutsche und Juden im gesamten östlichen Europa ansässig – eine wichtige Rolle.

Die Beispiele der baltischen Staaten, Polens und der Ukraine zeigen, dass die unterschiedlichen nationalen, ideologischen und machtpolitischen Spannungen nach dem Zusammenbruch der bisherigen Ordnung in eine Vielfalt von Konflikten und Neuorientierungen einmündeten, deren Ergebnis keineswegs von vornherein feststand.

In den baltischen Ländern wurde die Schaffung unabhängiger Nationalstaaten gegen Kriegsende erstmals zu einer realistischen Option. In Litauen erfolgte die Erklärung der Unabhängigkeit noch während der deutschen Besatzung des Landes (16.2.1918), in Estland kurz vor deren Ende (24.2.1918) und in Lettland nach der Besatzungszeit (18.11.1918). Die Eigenstaatlichkeit musste unmittelbar nach Kriegsende gegen die einmarschierende Rote Armee verteidigt werden. Dabei erwiesen sich auch Bündnisse mit Gegnern der Unabhängigkeit als unumgänglich. Estland ging eine gefährliche Kooperation mit der antibolschewistischen Weißen Nordwestarmee unter dem imperial gesinnten General Judenič ein. In Lettland bekämpfte eine Koalition aus Baltischer Landeswehr und reichsdeutschem Freikorps nicht nur die Rote Armee, sondern stürzte zwischenzeitlich auch die Regierung zugunsten eines deutschfreundlichen Kabinetts. Und Litauen versprach sich Vorteile durch die sowjetisch-polnischen Auseinandersetzungen. Am Ende sicherten die baltischen Staaten ihre Unabhängigkeit im Jahr 1920, indem sie zum Entsetzen der Entente Sowjetrussland anerkannten und Friedensverträge mit ihm schlossen.

1918 erlangte Polen nach über hundert Jahren seine staatliche Souveränität wieder. Der junge Staat stand vor der großen Herausforderung der politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Homogenisierung. In der politischen Instabilität der ersten Nachkriegsjahre setzte sich zunächst der ehemalige Sozialdemokrat Józef Piłsudski durch. Sein Vorhaben,

Zwischen Trauer und Triumph 1918

die Ostgrenze Polens weit über die von der Entente befürwortete Curzon-Linie hinaus zu verschieben, löste 1919 eine sowjetische Gegenoffensive aus. Der daraus resultierende sowjetisch-polnische Krieg führte zu einem nationalen Zusammenschluss und half den nationalistischen polnischen Parteien, die eigene Machtposition abzusichern. Der Mord an Gabriel Narutowicz, dem neugewählten Präsidenten aus dem linken Lager (1922), sowie ein massives Vorgehen gegen die nationalen und religiösen Minderheiten – darunter waren über eine Million Deutsche – zeigen, dass Polen von der Radikalisierung des politischen Lebens in Europa nach dem Ersten Weltkrieg nicht verschont blieb.

In Kiew begann das Jahr 1918 mit der Ausrufung der Unabhängigkeit der Ukrainischen Volksrepublik (UNR). Die Staatsbildungsprozesse in den sozial, ethnisch und konfessionell bunt zusammengesetzten Gebieten gestalteten sich jedoch schwierig. Nach dem Abzug der deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen im Herbst 1918 befand sich die geschwächte ukrainische Regierung im Überlebenskampf gegen die Hauptgegner der ukrainischen Unabhängigkeit – die Rote Armee und die Weiße Armee. Ein Zusammenschluss mit der Ende 1918 entstandenen Westukrainischen Volksrepublik in Ostgalizien führte nicht zu der erhofften Konsolidierung des jungen Staates. Durch den Verzicht auf mehrheitlich ukrainische Gebiete im Westen zugunsten des verbündeten Polen und die Gründung der Ukrainischen Sowjetrepublik im Osten schrumpfte das Herrschaftsgebiet der UNR bereits auf einige wenige Bezirke zusammen. Die anhaltenden Kriegshandlungen sowie die auseinanderklaffenden Zukunftsvorstellungen der Bevölkerung führten schließlich zum Scheitern der ersten ukrainischen Staatsbildung.

***

Die vergleichende Perspektive verdeutlicht vor allem die Offenheit der historischen Situation, die etwa am Beispiel der Ukraine augenscheinlich wird. Ohne ein differenziertes Wissen um diese historischen Geschehnisse in den baltischen Staaten, in Polen und der Ukraine lassen sich die Konsequenzen des Jahres 1918 für das heutige Europa kaum verstehen.

Agnieszka Pufelska, David Feest,
Dmytro Myeshkov und Joachim Tauber

PD Dr. Agnieszka Pufelska, PD Dr. David Feest und Dr. Dmytro Myeshkov sind wissenschaftliche Mitarbeiter am Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa (IKGN)/Nordost-Institut in Lüneburg *(→ S. 56/57)**, Prof. Dr. Joachim Tauber ist Direktor des Instituts.*

Estnisch-russische Friedensverhandlungen in Dorpat/Tartu 1920, Postkarte nach einem Aquarell von M. Maksolly, © Estnisches Kulturhistorisches Archiv des Estnischen Literaturmuseums *(Eesti Kirjandusmuuseum)*

DEFENESTRATION, REBELLION, KONFÖDERATION

Wie in Böhmen vor 400 Jahren der Dreißigjährige Krieg entzündet wurde

Ein Datum, das angesichts des wirkmächtigen Gedenkjahres 1918 unterzugehen droht, ist der zweite Prager Fenstersturz von 1618, gemeinhin als Beginn des Dreißigjährigen Krieges angesehen. Was ist eine bewusst inszenierte Defenestration mit ein paar Schürfwunden und blauen Flecken auch schon gegen den Zusammenbruch einer scheinbar festgefügten Welt vor 100 Jahren, für viele heute noch in mittelbarer Erinnerung? Und doch ist es wichtig, an 1618 zu erinnern, denn auch damals geriet die Welt aus den Fugen.

Dieser Entwicklung gingen Erbfolgeprobleme und ein »Bruderzwist« im Hause Habsburg voraus sowie wiederholt eskalierende Spannungen zwischen protestantischen und ständischen Interessen einerseits sowie katholischer und landesherrlicher Politik andererseits. Erst 1609 hatten die böhmischen Protestanten durch einen Majestätsbrief ihre Rechte sichern können, desgleichen jene Schlesiens, das seit dem Spätmittelalter zu den böhmischen Ländern gehörte. Seither rieben sich beide Seite unablässig aneinander, bis Vertreter der protestantischen Stände am 23. März 1618 auf eine neuerliche katholische Provokation hin mit einer Wiederholung jenes Fenstersturzes reagierten, der 1419 die Hussitenkriege ausgelöst hatte. Es sollte ein Symbol für den Abfall von den Habsburgern sein, die sich unter Berufung auf die vermeintliche Superiorität ihrer Religion an keine Zusage gegenüber den Protestanten gebunden glaubten.

Dem Aufstand der böhmischen Stände schlossen sich bald die Schlesier an, Mähren musste erst mit einem gewissen Druck dazu gebracht werden. Es wurden ständische Regierungen mit weitgehenden Vollmachten eingerichtet. Im Juli 1619 trat in Prag ein Generallandtag der Stände aller fünf böhmischen Länder zusammen – neben dem Königreich Böhmen und dem Herzogtum Schlesien auch die Markgrafschaften Mähren, Niederlausitz und Oberlausitz.

Die Länder der böhmischen Krone, deren Ständevertreter 1619 die *Confoederatio Bohemica* unterzeichneten, bildeten ein fast vollständig zusammenhängendes Territorium im Osten des Heiligen Römischen Reichs (Ausschnitt aus *Mappa Geographica totius Germaniae* von T. C. Lotter, Wien 1769).

Diese verabschiedeten am 31. Juli mit der *Confoederatio Bohemica,* verlesen in tschechischer und in deutscher Sprache, ein Verfassungskonzept, dessen Umsetzung die mitteleuropäische Geschichte hätte revolutionieren können. Alle fünf Länder sollten, eigenständig bleibend, gleichberechtigt sein und gemeinsam einen König wählen, dem die Stände als Träger staatlicher Souveränität die Regierungsgeschäfte übertragen würden.

Die unverzügliche Umsetzung dieses Konzepts mit der Absetzung des regierenden Habsburgers und der Wahl eines neuen Königs, nämlich des reformierten Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, löste jedoch eine Gegenreaktion der wiederbelebten katholischen Liga aus. Schon seit dem Fenstersturz waren die europäischen Höfe in Aufruhr, befürchteten das Schlimmste und rüsteten auf. »Diese Sache in Böhmen wird noch die ganze Christenheit in Aufruhr versetzen«, notierte ein englischer Botschafter, und auch in der Pfalz ahnte man, dass die Krönung Friedrichs »einen allgemeinen Glaubenskrieg auslösen würde«. Neben deutschen Fürsten trachteten ausländische Mächte mit Nachdruck danach, ihre Interessen durchzusetzen. Das habsburgische Spanien reagierte entschlossen und stellte erfahrene Truppen sowie beträchtliche Geldmittel bereit, Venedig und die Republik der Niederlande verbündeten sich gegen Habsburg, Savoyen und Siebenbürgen brachten sich auf protestantischer Seite ein. Allerdings stand das böhmische Heer alleine da, als es von den vereinigten katholischen Truppen am 8. November 1620 am Weißen Berg bei Prag vollständig aufgerieben wurde. Das bereitete der *Confoederatio Bohemica* und den Ständefreiheiten ein jähes Ende. Es war der blutige Auftakt nicht nur zu einem gnadenlosen Strafgericht und zur Errichtung einer absolutistisch-katholischen Herrschaft der Habsburger, sondern auch zu einem europäischen Völkerkrieg, ausgetragen in den deutschen Ländern und diese in weiten Teilen verwüstend und entvölkernd.

Harald Roth

Dr. Harald Roth ist Direktor des Deutschen Kulturforums östliches Europa e. V.
(→ S. 56/57).

Kulturpreis 2017
GEORG DEHIO

EIN LAND IM WIND

Auch in Tschechien ist der Nationalismus auf dem Vormarsch

Die Tschechen mögen heute im europäischen Kontext zunehmend als *Troublemaker* gelten, sie können aber auch anders. Wenn sie denn zuversichtlich in die Zukunft blicken und Aufbruchstimmung herrscht. An die Spitze ihrer ersten Republik haben sie einen Universitätsprofessor gestellt, der inmitten des donauländischen Nationalitätenkampfes humanistische Ideale über alles hochhielt und zeitweilig als der schlimmste Nestbeschmutzer galt. Wie einen Wiedergänger von Tomáš G. Masaryk haben sie sich Jahrzehnte später Václav Havel zum Staatsoberhaupt gewählt, einen unbequemen Intellektuellen und ewigen Bohemien, der im Präsidentenamt Frank Zappa als Berater engagierte.

Nun erscheint die Zukunft düster und man erkennt seine Tschechen kaum wieder. Die angeblich so liberale Gesellschaft besinnt sich zurück auf sogenannte Traditionen. Der Durchschnittstscheche mag eine Kirche höchstens zum Sightseeing betreten, will aber plötzlich »christliche Werte« verteidigen. Aus dem 19. Jahrhundert hergebrachte Mythen werden wieder bemüht, man träumt von gestern. Und obwohl man ja Mitteleuropa ist und sich als dem Westen ebenbürtig verstehen möchte, ist dort auf einmal alles schlecht. Natürlich halten viele Tschechen die Ideale Havels nach wie vor hoch, finden sich aber zunehmend in der Defensive wieder.

Der Ausgang der letzten Parlamentswahlen ist symptomatisch für die Orientierungslosigkeit und auch Polarisierung, die im Land um sich greift. Die Parteienlandschaft, wie man sie in Deutschland oder Österreich findet, liegt in Trümmern, dafür sind zwei – oder, je nach Definition, drei – neue politische Organisationen ins Unterhaus gewählt worden: die Piraten und eine Partei namens SPD, eine Truppe von Politamateuren, Europahassern, Verschwörungstheoretikern und Xenophoben, angeführt vom japanischstämmigen Chefrassisten der tschechischen Politik. Warum nicht? Das Land kann eben erfrischend anders sein.

Wollen die Tschechen nun zu Europa gehören oder sehnen sie sich nach dem Osten? Versteckt oder offen haben sie immer wieder in diese Richtung geschielt, dabei gibt es wohl keinen Kulturraum, der mehr Mitteleuropa ist als Böhmen und Mähren. Doch das moderne Selbstverständnis der Tschechen hat sich in Opposition zum staatstragenden Volk der Deutschösterreicher entwickelt. Tscheche ist man nicht, weil man dieses oder jenes ist, sondern vielmehr, weil man etwas nicht ist. Die schwierige Herausbildung einer nationalen Identität konnte zudem nicht ohne äußere Bezugspunkte auskommen. Inmitten von Germanen hielt man sich natürlich am Slawischen fest, auch wenn man beispielsweise mit den Russen lediglich durch eine sprachliche Verwandtschaft verbunden war.

Masaryk wie Havel haben diesen Reflexen eine attraktivere Alternative entgegengestellt. Nun steht keine solche Persönlichkeit an der Brücke und die See ist rau. Die Tschechen mögen sich ihrer Geschichte, der Vertreibung wie den beiden Verbrecherregimen, mutiger und offener gestellt haben als andere postkommunistische Länder. Das ging allerdings überwiegend von der Zivilgesellschaft aus. Ohne entsprechende Wirkung von oben konnten sich die Paradigmen aber nur begrenzt verändern, wie sich immer wieder zeigt. Die europäische und westliche Ausrichtung des Landes steht tatsächlich auf dem Spiel, eigentlich erleben wir aber nur einen weiteren Akt des immerwährenden Seilziehens innerhalb der tschechischen Gesellschaft.

Jaroslav Ostrčilík

Der Autor, Journalist und Aktivist Jaroslav Ostrčilík (* 1983 in Wischau/Vyškov) erhielt 2017 den Georg Dehio-Förderpreis für sein Engagement in der Vermittlung der jüngeren Geschichte der einst multiethnischen Stadt Brünn. In Erinnerung an den Brünner Todesmarsch von 1945 wollte Jaroslav Ostrčilík mit einer jährlichen Wanderung zur österreichischen Grenze ein Zeichen setzen. Begleiteten ihn anfangs nur wenige Enthusiasten, stieg die Zahl der Teilnehmer inzwischen auf mehrere hundert an. 2015 änderte er die Marschrichtung und holte damit symbolisch die verlorene deutsche Bevölkerung in die Stadt zurück. Auf diesem Projekt baut das Festival *Meeting Brno* auf, das seit 2016 die Geschichte der Stadt mit aktuellen Themen verbindet.

Jaroslav Ostrčilik beim Auftakt zum Marsch der Versöhnung 2017 in Pohrlitz/Pohořelice, © Ackermann-Gemeinde, München

PRIMUS TRUBERS ERBE

Ein Rückblick auf das Reformationsjubiläum in Slowenien

Mit einer Fülle von Veranstaltungen wurde 2017 auch in Slowenien an das 500-jährige Jubiläum der Reformation erinnert. In diesem mehrheitlich katholisch orientierten, aber weitgehend säkularisierten Land ist der Reformationstag seit 1992 gesetzlicher Feiertag. Die protestantische Reformation wird in der heutigen slowenischen Gesellschaft in erster Linie nicht wegen ihrer theologischen und kirchenhistorischen Bedeutung, sondern wegen ihres wichtigen Beitrags zum slowenischen Kulturerbe wahrgenommen. Vor allem Primus Truber (Primož Trubar, 1508–1586) trägt die Verantwortung dafür: Der als »slowenischer Luther« bekannte Reformator hat tiefe Spuren in der slowenischen Kultur hinterlassen, und sein 500. Geburtstag wurde 2008 landesweit emphatisch gefeiert. Sogar die slowenische Ein-Euro-Münze trägt Trubers Konterfei.

Der aus der Krain stammende und später überwiegend in Franken, im Allgäu und in Württemberg wirkende Truber organisierte nicht nur die erste evangelisch-lutherische Kirche Sloweniens, sondern übersetzte auch das Neue Testament ins Slowenische und veröffentlichte zahlreiche weitere Publikationen, darunter 1550 das allererste auf Slowenisch geschriebene Buch. Durch diese Tätigkeiten, die er teilweise im Umfeld der zwischen 1561 und 1565 im württembergischen Urach fungierenden *Windischen, chrabatischen und cirulischen Thrukerey* [Slowenischen, kroatischen und kyrillischen Druckerei] ausübte, legte er den Grundstein für eine einheitliche slowenische Schriftsprache.

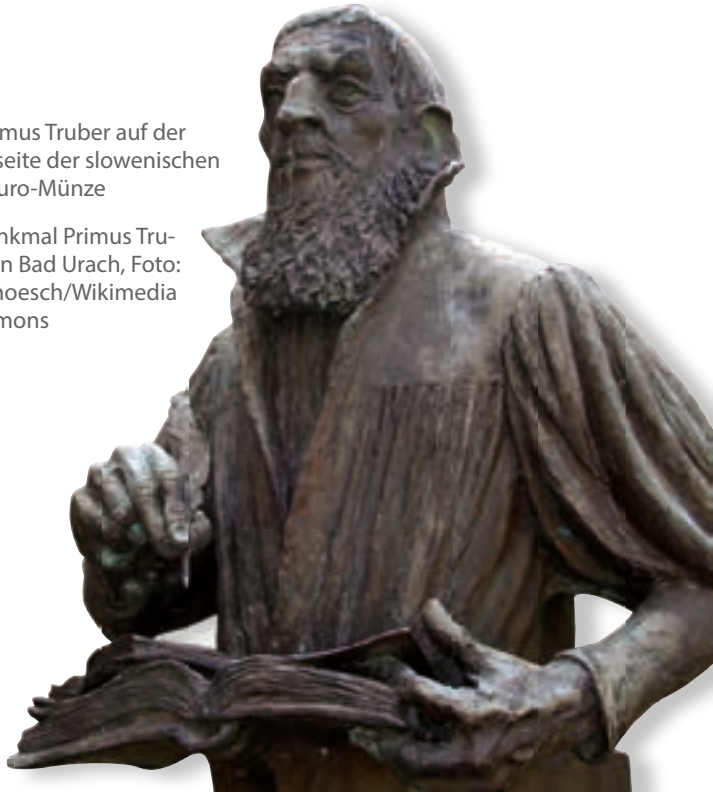
Zu den Veranstaltungen im Reformationsjahr, das unter der Schirmherrschaft des Präsidenten der Republik Slowenien, Borut Pahor, stand, gehörte der Besuch des Reformationsbusses im Januar. Er hielt an den Orten in Slowenien, die zum Europäischen Stationenweg gehören. Dieser verbindet 67 wichtige Stätten der Reformation. In Putzendorf/Puconci, der ältesten evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde im Lande, zogen die damit verbundenen Veranstaltungen zahlreiche Interessierte aus dem Übermurgebiet/Prekmurje an, wo die Evangelische Kirche Augsburgischen Bekenntnisses in Slowenien heute ihren geografischen Schwerpunkt hat. Weitere, überregional bedeutende Veranstaltungen fanden in der Hauptstadt Laibach/Ljubljana statt – darunter Konzerte, wissenschaftliche Vorträge sowie, als Höhepunkt, ein Festgottesdienst mit Gästen aus Ökumene und Politik am 31. Oktober 2017.

Zwei Ausstellungen in Laibach brachten die Reformation einem breiten Publikum nahe. Die Schau in der National- und Universitätsbibliothek mit dem Titel *Gottes Wort bleibt immer stehen* präsentierte historische Bücher aus der Reformationszeit. Die Burg von Ljubljana beherbergte die vom Goethe-Institut organisierte interaktive Ausstellung *Aufs Maul geschaut: Mit Luther in die Welt der Wörter.* Uwe Reissig, Leiter des Laibacher Goethe-Instituts, bewertet diese Präsentation, die von rund 4 000 Menschen besucht wurde, als sehr erfolgreich: »Das Interesse war hoch und die Auseinandersetzung intensiv [...]. Selbst die Evangelische Kirche hat Schülergruppen nach Ljubljana begleitet, um die außergewöhnliche Ausstellung zu besuchen.« Das Goethe-Institut plant auch noch eine Luther-Truber-App für iPad und iPhone/Android, mit der Jugendliche und Erwachsene auf den Spuren von Luther und Truber den Zeitgeist der Reformation historisch-ernsthaft und zugleich spielerisch erfahren können.

Im Rückblick auf das Reformationsjahr zog Geza Filo, Bischof der Evangelischen Kirche Augsburgischen Bekenntnisses, eine durchaus positive Bilanz. Gleichzeitig freute er sich auf 2018, wenn sich am 9. Juni Trubers Geburtstag zum 510. Mal jährt, und hoffte, den im Jahr 2017 gesammelten Schwung fortzusetzen. Angesichts von Trubers Rolle als nationale Integrationsfigur Sloweniens, deren Lebenswerk die europäische Identität und Zugehörigkeit Sloweniens bestätigt, bestehen gewiss allerlei Möglichkeiten, die zentralen Ideen der Reformation in vertiefter Form weiterzudiskutieren.

Angela Ilić

Dr. Angela Ilić ist beim Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. an der Ludwig-Maximilians-Universität München (→ S. 56/57) als Stellvertreterin des Direktors und wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig.



▲ Primus Truber auf der Rückseite der slowenischen Ein-Euro-Münze

▶ Denkmal Primus Trubers in Bad Urach, Foto: Thomoesch/Wikimedia Commons

VON DER PICCOLOFLÖTE

Wie die Deutschen Rumäniens den Nationalisten entgegentreten sollten

Im Herbst 2014 hat Rumänien seinen neuen Staatspräsidenten gewählt [den Siebenbürger Sachsen Klaus Johannis, Anm. d. Red.]. Dass es ein »Minderheitler« geworden ist, hat allgemein verwundert. Und es wurde vielerorts als ein gutes Zeichen für die europäische Aufgeschlossenheit unseres Landes gewertet. Jetzt aber naht das Jubiläumsjahr 2018 und in dessen Sog mehren sich in der Politik Töne, wie sie 2014, im Wahlkampf um die Präsidentschaft, als gegenläufige Stimmen auch schon laut geworden waren. Sie richteten sich damals gegen »den Minderheitler«. Neuerdings hört man diese Stimmen offen an alte ethnisch-nationalistische Emotionen appellieren. An Emotionen, die man politisch eigentlich für im Grundsatz überwunden halten konnte. […]

In der Atmosphäre der 1920er und 1930er Jahre war es schwer, ethnisch-nationalistischem Denken zu entgehen. So war es damals. Heute wiederum, wo multikulturelle Beliebigkeit die Welt überschwemmt, ist es verständlich, wenn verunsicherte Köpfe auf die Denkmuster der Jahre um 1930 zurückgreifen, auf Denkmuster also, die damals gemeint hatten, mit dem Bild vom »einheitlichen nationalen Staat«, vom *stat naţional unitar,* die Sicherheitsformel für den Bestand gefunden zu haben. Seit damals ist der Anteil der Minderheiten, der 1918 fast 30 Prozent betrug, auf heute etwa zehn bis 14 Prozent geschrumpft.

Ich habe mir erlaubt, unseren Presseorganen zu empfehlen, die Rede von der Multikulturalität zu vermeiden, soweit sie in eigener Kompetenz von unseren Regionen Banat, Siebenbürgen, Sathmar und Bukowina schreiben. Am Ausdruck »Multikulturalität« haftet der Geschmack von austauschbarer, vermischbarer Beliebigkeit. Austauschbar und vermischbar aber war und ist die Vielfalt Rumäniens nicht. Diese Vielfalt hat geprägte, charakteristische Konturen. Diese geprägten Konturen gehören zur Wirklichkeit, zu der historisch gewachsenen Gestalt des Landes. Sie sind zählbar, vorzeigbar und untereinander erwiesenermaßen verträglich. Sie sind nicht multi-, eher plurikulturell. Für diese Plurikulturalität sollten wir als Minderheit eintreten. […]

Wir freuen uns, dass unserer deutschen Minderheit allgemein eine Brückenfunktion zuerkannt wird – zwischen den Staaten Rumänien und Deutschland. Wir sind bestrebt, diese Funktion positiv auszubauen, im Interesse aller drei Partner: im Interesse Rumäniens, dem Deutschlands und dem unserer selbst, der Deutschen Rumäniens.

Aber wir legen Wert darauf, nicht nur wegen dieser Funktion geschätzt und geschützt zu sein. Wir sind in Rumänien nicht deutsche Zukömmlinge; so, als hätte es je ein Rumänien ohne uns gegeben! Wir waren als geprägte und politische Gemeinschaften schon längst da, als Rumänien zu uns kam. Bei seiner Gründung hat es uns hier vorgefunden und mit übernommen. Wir gehören zu seinen Grundbausteinen. […]

Allen rumänischen Mitbürgern, unseren Freunden in Deutschland und auch uns, den Siebenbürger Sachsen, uns, den Banater und Sathmarer Schwaben, und uns Buchenländern wollen wir als wir selbst etwas wert sein und als solche, als deutsche Gemeinschaften Rumäniens, im Konzert der Staaten unsere Piccoloflöte spielen. Wer Beethovens *Egmont*-Ouvertüre im Ohr hat, weiß, was für eine Rolle der kleinen Piccoloflöte im großen Orchester zukommen kann!

Nur kommt es eben sehr drauf an, dass sie deutlich gespielt wird, die Piccoloflöte! Und dazu sind wir als Demokratisches Forum der Deutschen in Rumänien in diesen Jahren aufgefordert. Wir brauchen auf die neuen alten Nationalisten nicht aufgeregt zu reagieren. Aber wir sollten in den Jahren bis 2018/2020 unsere Position ruhig und klar einerseits politisch vertreten, sie jedoch andererseits auch außerhalb politischer Vertretung durch überzeugendes gemeinsames Handeln zum Ausdruck bringen – in der Kultur und auch in der Wirtschaft. Die Jahre bis zur Feier der »großen Vereinigung«* könnten für uns und unser Land wichtig werden.

Paul Philippi

* Gemeint ist die Vereinigung Altrumäniens mit den von Rumänen bewohnten Gebieten Ungarns durch eine Nationalversammlung 1918, völkerrechtlich sanktioniert 1920.

Prof. Dr. Dres. h. c. Paul Philippi (* 1923 Kronstadt/Braşov) ist ein international anerkannter Theologe, Historiker und Politiker. 2017 wurde er für sein Engagement als deutscher Minderheitenpolitiker im Rumänien der Nachwendezeit und für seine Verdienste um die Wahrung des wissenschaftlichen und kulturellen Erbes der Siebenbürger Sachsen mit dem Georg Dehio-Kulturpreis ausgezeichnet. Die hier in Auszügen abgedruckte Rede hielt er 2016 als Ehrenvorsitzender vor dem Demokratischen Forum der Deutschen in Rumänien. Sie wurde am 16. Dezember 2016 in der *Allgemeinen Deutschen Zeitung für Rumänien* (Bukarest) veröffentlicht.

Porträt: Paul Philippi 2012, © DietG/Wikipedia

»EIN LICHT SO WEIT, EIN KLANG SO KLAR«

Musikseminare und Schauspielworkshops führen Jugendliche aus dem Donauraum zusammen

Aus dem Festsaal des Guttenbrunn-Hauses im rumänischen Temeswar/Timişoara hört man Gelächter, dann Flüstern, dann laut einige Hinweise. Hier probt gerade die Theatergruppe unter der Leitung des Schauspielers und Theaterpädagogen Jörg Zenker aus Ulm. Nicht weit davon entfernt, in der Nikolaus-Lenau-Schule, übt die Gruppe »Musik« unter Leitung des Musikers Thilo Ruck aus Stuttgart. Die Jugendlichen der Gruppe »Poetryslam«, geleitet von Schauspieler Jonas Bolle aus Stuttgart, verfassen im Deutschen Staatstheater Texte zu Banater Biografien. Die Lenauschüler haben gerade Sommerferien, doch das Gebäude in der Gheorghe-Lazăr-Straße bebt vor Energie. Vom Flur her ertönen Instrumente aus der Schulbibliothek: Geige, Gitarre, Akkordeon, Klavier. Musik ist eine Sprache, die jeder spricht – das beweisen die Jugendlichen, indem sie gemeinsam eine Melodie entwickeln. Gleichzeitig bereitet die Poetryslam-Gruppe Texte für die Performance *Hinter den Toren* vor.

Ein Licht so weit,
ein Licht ganz nah bei mir.
Wir bleiben ewig hier,
das Licht der Freiheit.

Ein Klang so klar,
ein Klang, der ewig bleibt,
ein Ton, der uns beschreibt,
so wunderbar.

Refrain 1: Vereint durch die Donau

Refrain 2: Vereint durch Europa

Text einer von den Jugendlichen komponierten Hymne

Teilnehmerinnen und Teilnehmer von *Licht und Klang* auf dem Piața Victoriei in Temeswar/Timişoara, Foto: S. Volkmann

Es sind Jugendliche zwischen 16 und 22 Jahren, die vom 7. bis 12. August 2017 nach Temeswar gekommen sind, um an der Jugendveranstaltung *Licht und Klang* teilzunehmen. Sie kommen aus Bosnien und der Herzegowina, Bulgarien, Deutschland, aus der Republik Moldau, Montenegro, Rumänien und aus der Ukraine. Sie arbeiten zusammen und lassen dabei ein Theaterstück entstehen. Unter dem Titel *Licht und Klang* soll Wissen über den Donauraum vermittelt werden. Die Jugendlichen können sich dabei nicht nur kennenlernen, sondern auch Erfahrungen austauschen und Vorurteile abbauen. »Temeswar ist größer und schöner, als ich es mir je vorgestellt habe«, schwärmt ein Teilnehmer aus Montenegro.

Die Theatervorstellung am Ende der Jugendwoche führt mit Witz und Charme durch mehrere Jahrhunderte Geschichte an der Donau, behandelt etwa die Reisen Josephs II. unter dem Decknamen »Graf von Falkenstein« oder das tragisch-mysteriöse Leben der Anna Maria Ferdinanda von Habsburg. Das Publikum begegnet einer Banater Schwäbin aus Bakowa, den Enkelkindern von deutschen Auswanderern in der Moderne, dem ersten Gouverneur des Banats oder dem Maler Stefan Jäger.

Obwohl wir alle aus verschiedenen Ländern kamen, hatten wir etwas Gemeinsames: Wir sind jung, haben viele Ideen, enorme Energie, wir sind neugierig und lieben Kunst. Die Zeit war zu kurz, aber die Befestigung zueinander wurde stärker und fester. Nur eine Woche ist vergangen, aber wir haben zusammen so viel gemacht: Hymne und Lieder für ein Theaterstück komponiert, lange musikalische Ausflüge gemacht und wunderbare Orte gesehen. Wir haben verschiedene Kulturen, aber uns vereint Freundschaft, Respekt zueinander, der Wunsch, im Frieden zu leben und sichere Zukunft zu bilden, nicht nur für uns, sondern auch für unsere Kinder, und das ist das Wichtigste. Und wir sind sicher, dass die Organisatoren das Ziel erreicht haben.

Delia und Milena aus der Republik Moldau

Licht und Klang im August 2017 war ein gelungener Start. Als Kooperationspartner wirkten das Demokratische Forum der Deutschen im Banat, das Donaubüro Ulm/Neu-Ulm, das Nikolaus-Lenau-Lyzeum, das Deutsche Staatstheater Temeswar und das Deutsche Kulturzentrum Temeswar sowie die Regionalkoordination Rumänien, Ungarn, Serbien des Instituts für Auslandsbeziehungen (ifa) mit. Für das Jahr 2021, wenn Temeswar Kulturhauptstadt Europas sein wird, ist eine größere Jugendveranstaltung mit 70 bis 80 Teilnehmern geplant.

Swantje Volkmann

Dr. Swantje Volkmann ist Kulturreferentin für den Donauraum an der Stiftung Donauschwäbisches Zentralmuseum in Ulm (→ S. 56/57).

VIELFALT ERFORSCHEN

Nach 1989/90 setzte an deutschen Hochschulen und an außeruniversitären Instituten ein Wandel ein, der zur Neuausrichtung der seit über hundert Jahren fest verankerten historischen Forschung zu Ostmittel-, Südost- und Osteuropa führte. Der Wissenschaftsrat zählte in einer groß angelegten Studie aus dem Jahr 2013 17 historisch ausgerichtete Forschungsinstitute, fast die Hälfte von ihnen werden auf der Grundlage des Paragrafen 96 Bundesvertriebenengesetz gefördert.

Um die Erforschung des deutschen Anteils an der Kultur und Geschichte des östlichen Europas weiter zu stärken, wurden seit 2011 Akademische Förderprogramme aufgelegt, in denen neben zahlreichen Forschungsprojekten auch Juniorprofessuren gefördert werden, zuletzt seit Dezember 2017 an der Technischen Universität Dresden mit Dr. Tim Buchen.

Im Frühjahr 2017 schrieb Kulturstaatsministerin Monika Grütters den thematisch auf das Europäische Kulturerbejahr 2018 ausgerichteten Schwerpunkt »Objekt – Material – Kultur: Dokumentation und Erforschung des materiellen Kulturerbes der Deutschen im östlichen Europa« aus. Er unterstützt die Erforschung von Sammlungen, Schriftzeugnissen und Baudenkmälern, von Kunstobjekten oder Gegenständen der Alltagskultur.

Im Programm »Deutsch-jüdische Lebenswelten im östlichen Europa« steht die wechselvolle und komplexe deutsch-jüdische Beziehungsgeschichte von ihren Anfängen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit bis in die Gegenwart im Zentrum.

Aus fast vierzig Anträgen konnten zwölf ausgewählt werden, die in den Genuss einer Förderung von bis zu 80 000 Euro kommen. Die Ausschreibung ist ein weiterer Schritt in der Umsetzung der Konzeption zur Erforschung und Vermittlung deutscher Kultur und Geschichte im östlichen Europa, die 2016 vorgelegt und im Kabinett sowie im Deutschen Bundestag verabschiedet wurde.

Nicole Zeddies

Mit dieser Urkunde bestätigte König Wladislaw II. von Ungarn und Böhmen 1496 in Ofen die Freiheiten der Kronstädter Bürger. *Das Urkundenbuch zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen,* ein Langzeitprojekt der landeskundlichen Forschung, ist dank BKM-Förderung seit 2012 auch online zugänglich.

http://bit.ly/urkundenbuch

Zur Studie des Wissenschaftsrats (PDF): http://bit.ly/studie_2850_13

Dr. Nicole Zeddies ist Leiterin des Referats Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa – Grundsatzfragen und Wissenschaftsförderung; Orden Pour le mérite (K44) bei der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM, → *S. 56/57**).*

FÜR DIE KINDER SCHLESIENS

»Wer heute über Projekte der Deutschen Minderheit spricht, kommt am Verein *Pro Liberis Silesiae* nicht vorbei,« schrieb das *Wochenblatt,* die in Oppeln/Opole erscheinende Zeitung der Deutschen in Polen, im August 2017. Der seit erst knapp zehn Jahren bestehende Verein ist Träger von drei Schulen und Kindergärten in der Woiwodschaft Oppeln.

Als »Leuchtturm« im Bereich Bildung wurde *Pro Liberis Silesiae,* vertreten durch Dr. Margarethe Wysdak und Barbara Loch, mit dem KULTURPREIS SCHLESIEN 2017 des Landes Niedersachsen ausgezeichnet. Durch die abrupte Durchsetzung einer Bildungsreform in Polen ist die segensreiche Tätigkeit des Vereins jedoch in Gefahr, da die »Richtlinien« wegen der Verlängerung der Grundschulzeit von sechs auf acht Jahre ein größeres Raumangebot in den drei stark nachgefragten bilingualen Schulen Raschau/Raszowa, Goslawitz/Gosławice und Oppeln/Opole erfordern.

Dank großzügiger finanzieller Unterstützung aus Deutschland und Österreich konnten am 10. Januar 2018 neue Schulräume in Raschau und Goslawitz eröffnet werden. Schwierig bleibt die Lage in Oppeln, wo ab kommendem Schuljahr Räume fehlen werden.

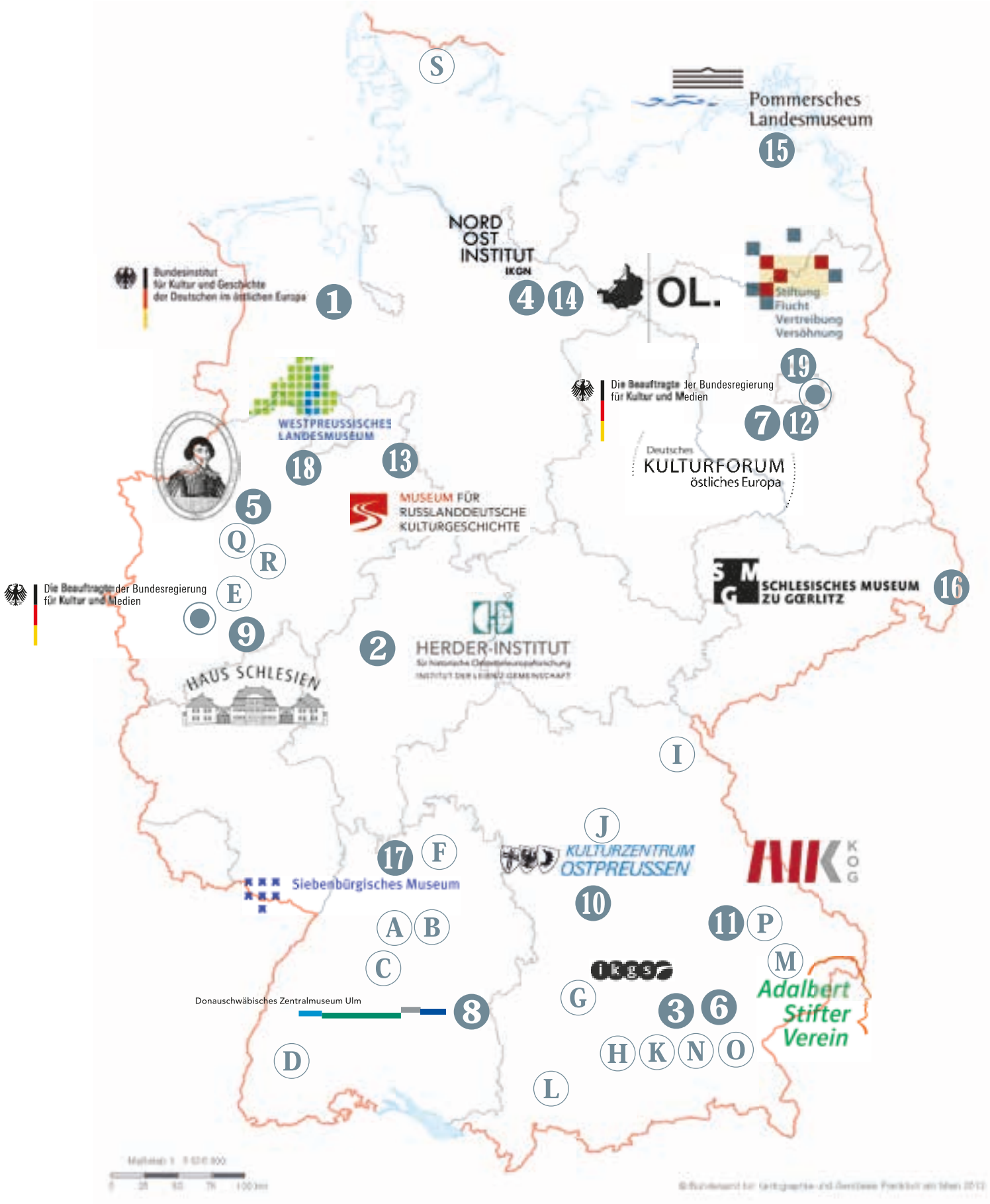
Winfried Smaczny

MinDgt. i. R. Winfried Smaczny ist Vorstandsvorsitzender des Deutschen Kulturforums östliches Europa e. V. in Potsdam.

Die Freude der Kinder war groß, als sie im Januar 2018 die Räume im neu errichteten Ausbau der bilingualen Schule Raschau/Raszowa in Besitz nehmen durften. Hier findet der Unterricht von Anfang an auf Deutsch und Polnisch statt.
Foto: Winfried Smaczny

EIN THEMA MIT VIELEN FACETTEN

Bund und Länder fördern Institutionen, die sich der deutschen Kultur und Geschichte im östlichen Europa widmen



Vom Bund geförderte Einrichtungen

Förderung nach § 96 des Bundesvertriebenengesetzes (BVFG), bei ❷ nach Artikel 91b des Grundgesetzes

• **Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien**
Willy-Brandt-Straße 1 • 10557 Berlin
Referate K 44 und K 45
(Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa)
Graurheindorfer Straße 198
D–53117 Bonn
K44@bkm.bund.de • K45@bkm.bund.de

Bundesinstitut

❶ **Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE)**
Johann-Justus-Weg 147 a
26127 Oldenburg
Telefon: +49 (0)441 96195-0
www.bkge.de
bkge@bkge.uni-oldenburg.de

Forschungseinrichtungen und Bibliotheken

❷ **Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung**
Institut der Leibniz-Gemeinschaft
Gisonenweg 5–7 • 35037 Marburg
Telefon: +49 (0)6421 184-0
www.herder-institut.de
mail@herder-institut.de

❸ **Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. (IKGS)**
an der Ludwig-Maximilians-Universität München
Halskestraße 15 • 81379 München
Telefon: +49 (0)89 780609-0
www.ikgs.de • ikgs@ikgs.de

❹ **Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa e. V. (IKGN)/Nordost-Institut**
an der Universität Hamburg
Conventstraße 1 • 21335 Lüneburg
Telefon: +49 (0)4131 40059-0
www.ikgn.de • sekretariat@ikgn.de

❺ **Stiftung Martin-Opitz-Bibliothek**
Berliner Platz 5 • 44623 Herne
Telefon: +49 (0)2323 162805
www.martin-opitz-bibliothek.de
information.mob@herne.de

Einrichtungen der Kulturvermittlung

❻ **Adalbert Stifter Verein e. V.**
Hochstraße 8 • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 622716-30
www.stifterverein.de
sekretariat@stifterverein.de
KR Dr. Wolfgang Schwarz
schwarz@stifterverein.de

❼ **Deutsches Kulturforum östliches Europa e. V.**
Berliner Straße 135 | Haus K1
14467 Potsdam
Telefon: +49 (0)331 20098-0
www.kulturforum.info
deutsches@kulturforum.info

Museen

❽ **Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm**
Schillerstraße 1 • 89077 Ulm
Telefon: +49 (0)731 96254-0
www.dzm-museum.de
info@dzm-museum.de
KR Dr. Swantje Volkmann
swantje.volkmann@dzm-museum.de

❾ **Haus Schlesien**
Dollendorfer Straße 412
53639 Königswinter-Heisterbacherrott
Telefon: +49 (0)2244 886-0
www.hausschlesien.de
kultur@hausschlesien.de

❿ **Kulturzentrum Ostpreußen**
Schloßstraße 9
91792 Ellingen/Bayern
Telefon: +49 (0)9141 8644-0
www.kulturzentrum-ostpreussen.de
info@kulturzentrum-ostpreussen.de

⓫ **Kunstforum Ostdeutsche Galerie**
Dr.-Johann-Maier-Straße 5
93049 Regensburg
Telefon: +49 (0)941 29714-0
www.kunstforum.net
info@kog-regensburg.de

⓬ **Museum Europäischer Kulturen (MEK)**
Staatliche Museen zu Berlin
Koordinierung Ostmittel- und Südosteuropa
Verwaltung: Im Winkel 8
Ausstellungen: Arnimallee 25
14195 Berlin
Telefon: +49 (0)30 266 426813
www.smb.museum/mek
b.wild@smb.spk-berlin.de

⓭ **Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte**
Georgstraße 24 • 32756 Detmold
Telefon: +49 (0)5231 921690
www.russlanddeutsche.de
museum@russlanddeutsche.de
KR Edwin Warkentin
e.warkentin@russlanddeutsche.de

⓮ **Ostpreußisches Landesmuseum**
Heiligengeiststraße 38
21335 Lüneburg
Telefon: +49 (0)4131 75995-0
www.ostpreussisches-landesmuseum.de
info@ol-lg.de
KR Agata Kern
a.kern@ol-lg.de

⓯ **Pommersches Landesmuseum**
Rakower Straße 9 • 17489 Greifswald
Telefon: +49 (0)3834 8312-0
www.pommersches-landesmuseum.de
info@pommersches-landesmuseum.de
KR Dorota Makrutzki
kulturreferat@pommersches-landesmuseum.de

⓰ **Schlesisches Museum zu Görlitz**
Schönhof, Brüderstraße 8
02826 Görlitz
Telefon: +49 (0)3581 8791-0
www.schlesisches-museum.de
kontakt@schlesisches-museum.de
KR Dr. Annemarie Franke
afranke@schlesisches-museum.de

⓱ **Siebenbürgisches Museum**
Schloss Horneck 1
74831 Gundelsheim/Neckar
Telefon: +49 (0)6269 90621
www.siebenbuergisches-museum.de
info@siebenbuergisches-museum.de
KR Dr. Heinke Fabritius
kulturreferat@siebenbuergisches-museum.de

⓲ **Westpreußisches Landesmuseum**
Franziskanerkloster
Klosterstraße 21 • 48231 Warendorf
Telefon: +49 (0)2581 92777-0
www.westpreussisches-landesmuseum.de
info@westpreussisches-landesmuseum.de
KR Magdalena Oxfort
magdalena.oxfort@westpreussisches-landesmuseum.de
www.kulturreferat-westpreussen.de

KR = Kulturreferat
Erläuterungen siehe S. 58

Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung

⑲ Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung
Mauerstraße 83/84 • 10117 Berlin
Telefon: +49 (0)30 2062998-0
www.sfvv.de • info@sfvv.de

Von den Ländern getragene oder institutionell geförderte Einrichtungen

BADEN-WÜRTTEMBERG

→ ⑧ Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm

Ⓐ Donauschwäbische Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg
Schlossstraße 92 • 70176 Stuttgart
Telefon: +49 (0)711 66951-26
www.dsksbw.de

Ⓑ Haus der Heimat des Landes Baden-Württemberg
Schlossstraße 92 • 70176 Stuttgart
Telefon: +49 (0)711 66951-0
www.hdhbw.de

Ⓒ Institut für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde
Mohlstraße 18 • 72074 Tübingen
Telefon: +49 (0)70719992-500
www.idglbw.de

Ⓓ Institut für Volkskunde der Deutschen des östlichen Europa, IVDE
Goethestraße 63
79100 Freiburg/Breisgau
Telefon: +49 (0)761 70443-0
www.ivdebw.de

Ⓔ Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen
Godesberger Allee 72–74 • 53175 Bonn
Telefon: +49 (0)228 91512-0
kulturportal-west-ost.eu/kulturstiftung

Ⓕ Siebenbürgen-Institut
an der Universität Heidelberg
Schloss Horneck
74831 Gundelsheim am Neckar
Telefon: +49 (0)6269 4210-0
www.siebenbuergen-institut.de

BAYERN

→ ⑩ Kulturzentrum Ostpreußen
→ ⑪ Stiftung Kunstforum Ostdeutsche Galerie

Ⓖ Bukowina-Institut
an der Universität Augsburg
Alter Postweg 97a • 86159 Augsburg
Telefon: +49 (0)821 577067
www.bukowina-institut.de

Ⓗ Collegium Carolinum
Hochstraße 8 • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 552606-0
www.collegium-carolinum.de

Ⓘ Egerland-Museum
Fikentscherstraße 24
95615 Marktredwitz
Telefon: +49 (0)9231 3907
www.egerlandmuseum.de

Ⓙ Haus der Heimat Nürnberg
Imbuschstraße 1 • 90473 Nürnberg
Telefon: +40 (0)911 8002638
www.hausderheimat-nuernberg.de

Ⓚ Haus des Deutschen Ostens
Am Lilienberg 5 • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 449993-0
www.hdo.bayern.de

Ⓛ Isergebirgs-Museum Neugablonz
Bürgerplatz 1 • 87600 Kaufbeuren
Telefon: +40 (0)8341 96 50 18
www.isergebirgs-museum.de

Ⓜ Schlesisches Schaufenster in Bayern – Museum und Dokumentation
(im Herzogschloss Straubing)
Schlossplatz 2 b • 94315 Straubing
Telefon: +49 (0)6022 8795 (Information)
+49 (0)9421 4303120 (Anmeldung)
www.landsmannschaftschlesienbayern.de

Ⓝ Sudetendeutsche Akademie der Wissenschaften und Künste
Hochstraße 8/III • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 48000348
www.sudetendeutsche-akademie.eu

Ⓞ Sudetendeutsches Museum
(im Aufbau)
Hochstraße 8 • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 480003-0
www.sudetendeutsche-stiftung.de

Ⓟ Sudetendeutsches Musikinstitut
Ludwig-Thoma-Straße 14
93051 Regensburg
Telefon: +49 (0)941 9100-1341
www.bezirk-oberpfalz.de

HESSEN

→ Ⓔ Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen

MECKLENBURG-VORPOMMERN

→ ⑮ Pommersches Landesmuseum

NIEDERSACHSEN

→ ⑭ Ostpreußisches Landesmuseum

NORDRHEIN-WESTFALEN

→ ⑱ Westpreußisches Landesmuseum

Ⓠ Gerhart-Hauptmann-Haus
Bismarckstraße 90
40210 Düsseldorf
Telefon: +49 (0)211 1699111
www.g-h-h.de

Ⓡ Oberschlesisches Landesmuseum
Bahnhofstraße 62
40883 Ratingen
Telefon: +49 (0)2102 9650
www.oslm.de
KR Vasco Kretschmann
kulturreferat@oslm.de

SACHSEN

→ ⑯ Schlesisches Museum zu Görlitz

SCHLESWIG-HOLSTEIN

Ⓢ Academia Baltica
Akademieweg 6
24988 Oeversee
Telefon: +49 (0)4630 550
www.academiabaltica.de

KR An die Einrichtung angegliedertes, eigenständiges Kulturreferat. Kulturreferenten entwickeln mit eigenen Förderetats Projekte der kulturellen Bildung und sind Ansprechpartner der Heimatvertriebenen.

Ergänzungen und Korrekturen dieser Übersicht bitte an blickwechsel@kulturforum.info.

Neuerscheinungen des Deutschen Kulturforums östliches Europa

Joachim Bahlcke u. Anna Joisten (Hg.)

Wortgewalten

Hans von Held. Ein aufgeklärter Staatsdiener zwischen Preußen und Polen

Mit zahlr. farb. u. S.-W.-Abb. u.
umfangr. Registern
417 S., gebunden
€ [D] 19,80
ISBN 978-3-936168-81-5

Eva-Maria Auch,
Manfred Nawroth

Entgrenzung

Deutsche auf Heimatsuche zwischen Württemberg und Kaukasien

Mit zahlr. farb. u. S.-W.-Abb. u.
mehreren Übersichtskarten.
64 Seiten, Broschur
€ [D] 9,80
ISBN 978-3-936168-67-9

Erhältlich auch auf Englisch (ISBN 978-3-936168-82-2), Georgisch (ISBN 978-3-936168-83-9) und Aserbaidschanisch (ISBN 978-3-936168-84-6).

Renata SakoHoess

Literarischer Reiseführer Pressburg/Bratislava

Sechs Stadtspaziergänge

Mit zahlr. farb. u. S.-W.-Abb., Kurzbiogr., ausführl.
Registern u. zweispr. Karten.
276 S., Broschur m. Lesebändchen.
€ [D] 14,80
ISBN 978-3-936168-68-6

Basil Kerski (Hg.)

Stettin – Wiedergeburt einer Stadt

Szczecin – Odrodzenie miasta

Deutsch-polnisches E-Book mit zeitgenössischen und aktuellen Bildern sowie Begriffserklärungen. Mit Texten von Anna Frajlich, Jörg Hackmann, Inga Iwasiów, Basil Kerski, Eryk Krasucki, Artur Daniel Liskowacki, Wojciech Lizak, Jan Musekamp, Krzysztof Niewrzęda, Michał Paziewski, Jan M. Piskorski, Uwe Rada, Leszek Szaruga, Bogdan Twardochleb und Katarzyna Weintraub.

Download unter www.kulturforum.info

Entgrenzung. Deutsche auf Heimatsuche zwischen Württemberg und Kaukasien von Eva Maria Auch und Manfred Nawroth wird am 17. März 2018 um 10.30 Uhr auf der Leipziger Buchmesse, Café Europa, Halle 4, Stand E 401 präsentiert. Der *Literarische Reiseführer Pressburg/Bratislava* von Renata SakoHoess wird ebenfalls am 17. März 2018 um 17.30 Uhr im Forum OstSüdOst, Halle 4, Stand D 401 vorgestellt. Im Hintergrund: Herman Kvasnica, *Bratislava*, 1974 (Detail), © Slovak National Gallery

Impressum
Herausgeber: Deutsches Kulturforum östlices Europa e.V.
Berliner Straße 135, Haus K1
D–14467 Potsdam
www.kulturforum.info
blickwechsel@kulturforum.info
© 2018. Alle Rechte vorbehalten.

Diese Publikation wurde gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.
Das Deutsche Kulturforum östliches Europa e.V. dankt allen Institutionen und Privatpersonen für die erteilten Reproduktionsgenehmigungen und die freundliche Unterstützung bei der Realisierung dieser Zeitschrift. Die Abbildungen haben die beitragenden Institutionen zur Verfügung gestellt, externe Bildgeber und Rechteinhaber wurden in den Bildunterschriften vermerkt. Personen und Institutionen, die darüber hinausgehende Rechte an den verwendeten Bildern beanspruchen, werden gebeten, sich nachträglich mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa e.V. in Verbindung zu setzen.
Redaktion: Dr. Vera Schneider
V. i. S. d. P.: Dr. Harald Roth
Die namentlich gekennzeichneten Beiträge geben die Meinung der Autorin/des Autors wieder, nicht die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers.
Redaktionsassistenz: Kristina Frenzel (www.textarbeit-redaktion.de) und Ute Schwabe
Gestaltung und Satz: Hana Kathrin Stockhausen und Anna Dejewska
Druck: ARNOLD group, Großbeeren

Das Journal *Blickwechsel* erscheint einmal im Jahr beim Deutschen Kulturforum östliches Europa e. V. Es kann gegen eine Schutzgebühr von 2,50 € zzgl. Porto beim Stuttgarter Verlagskontor bezogen und abonniert werden (Bestellungen per Mail unter svk@svk.de oder per Telefon unter 0711/6672 1483, unter Angabe der Bestellnummer DF115). Ein kostenfreier Download der digitalen Version ist unter www.kulturforum.info möglich.
ISSN 2195-9439

Berliner Straße 135, Haus K1
14467 Potsdam

Tel. +49(0)331 20098-0
Fax +49(0)331 20098-50

www.kulturforum.info
deutsches@kulturforum.info

ISSN 2195-9439
DF 115

Deutsches
KULTURFORUM
östliches Europa

Gefördert von

Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

TRIUMPH AUF DER VORDERSEITE, TRAUER AUF DER RÜCKSEITE

Dies ist eines von Abertausenden revisionistischen Plakaten aus dem Ungarn der Zwischenkriegszeit. Der Text darauf war aus einem 1920 ausgerufenen Wettbewerb hervorgegangen, der dazu aufforderte, das Lebensgefühl der Ungarn nach der Teilung des Landes infolge des Vertrags von Trianon in einem Gebet auszudrücken: »Ich glaube an den einen Gott, ich glaube an die eine Heimat, ich glaube an Gottes ewige Wahrheit, ich glaube an Ungarns Auferstehung. Amen.«